

Zeitschrift: Archäologie und Denkmalpflege im Kanton Solothurn
Herausgeber: Amt für Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Solothurn
Band: 9 (2004)

Artikel: Ein Herren- oder Meierhof am Kohliberg in Dornach?
Autor: Nold, Andrea
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-844086>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Herren- oder Meierhof am Kohliberg in Dornach?

Andrea Nold

Die Ausgrabung Dornach/Kohliberg 6, die im Jahre 1994 durchgeführt wurde, ist in dieser Zeitschrift bereits vorgestellt worden (Gutzwiller 1997). Auf die damals besprochenen früh- bis spätmittelalterlichen Befunde wird deshalb nur noch kurz eingegangen. Zwei Pfostengebäude, fünf Feuerstellen und ein Mörtelmischwerk datieren ins Früh- und ins Hochmittelalter. Weiter wurde die Südwestecke eines auffallend grossen spätmittelalterlichen Steingebäudes mit einer Umfassungsmauer und mindestens drei Trakten gefunden. Ausserhalb der Hofmauer befand sich ein Erdkeller, der wahrscheinlich zu diesem Steingebäude gehörte. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde das Gebäude zerstört, mit dem Abbruchschutt füllte man

den Keller auf. Für die Forschung ein Glücksfall, denn so blieben viele Tongefässe, Ofenkacheln, Metallgeräte und Tierknochen erhalten. Die zahlreichen Funde aus dem Erdkeller sind nicht als auffallend wertvoll einzustufen, obwohl ein Steingebäude eher auf reichere Bewohner schliessen lässt. Dies bestätigt auch eine Schriftquelle des 15. Jahrhunderts, die als möglichen Besitzer dieses Gebäudes Henmann von Efringen nennt, den Bruder des damaligen Herrschaftsinhabers von Dornach und Schloss Dorneck. Denkbar wäre auch eine Deutung als Meierhof. Durchaus vorstellbar ist eine Zerstörung des Gebäudes in den wirren Zeiten vor der Schlacht bei Dornach am 22. Juli 1499.

1. Topographie

Der Dorfkern von Oberdornach liegt auf einer Hochterrasse, deutlich von der Talaue der Birs abgehoben. Die Fundstelle Kohliberg 6 befindet sich ungefähr 100 Meter östlich der alten Dorfkirche St. Mauritius an einem leicht von Ost nach West abfallenden Hang (Abb. 1). Heute führt die Hauptstrasse von Norden her bis ungefähr 30 Meter an die Kirche heran und umfährt diese in einer Doppelkurve. Wo die Hauptstrasse wieder nach Süden umbiegt, verläuft der Kohliberg weiter hangaufwärts nach Osten. Diese Strasse führt, steil ansteigend und nach Norden ausholend, weiter zum Schloss Dorneck. Schon in mittelalterlicher Zeit könnte sich an dieser Stelle eine Strassenverbindung zwischen dem Dorf und dem Schloss befunden haben. Denn auf einem Plan aus dem 17. Jahrhundert beginnt der Weg zwischen Dorf und Schloss nördlich oder nordöstlich der Kirche (Abb. 2). Auf einer Karte aus dem 19. Jahrhundert verläuft die einzige Verbindung vom Dorf zum Schloss durch den Kohliberg (Abb. 3). Die Ausgrabung fand von Januar bis Mai 1994 statt und wurde von der Kantonsar-

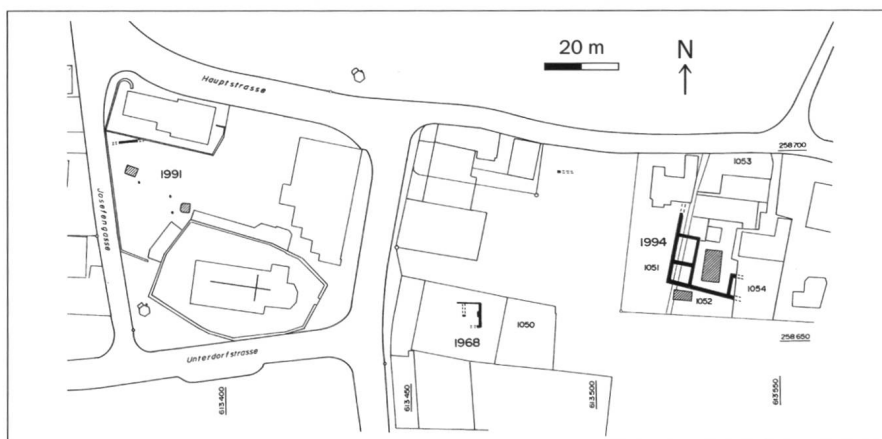


Abb. 1. Der Dorfkern von Oberdornach. Situationsplan der Ausgrabungen von 1968 (Hauptstrasse 39: römischer Keller), von 1991 (Hauptstrasse/Josefengasse: Grubenhäuser; Früh-, Hochmittelalter) und von 1994 (Kohliberg 6: Pfostenhäuser, Steingebäude, Erdkeller; Früh- bis Spätmittelalter).

chäologie Solothurn unter der Leitung von Paul Gutzwiller durchgeführt. Die Fundstelle lag auf den beiden Parzellen 1051 und 1052 südlich der Kohlibergstrasse (Abb. 1). Der nördliche und nordöstliche Teil der Parzellen war durch Gebäude und Gruben des 18. und 20. Jahrhunderts stark gestört und konnte nicht untersucht werden. Auf dem Grabungsareal steht heute ein Mehrfamilien-

haus, dessen West- und Südmauern in etwa die entsprechenden Fluchten der Hofumfassungsmauer des spätmittelalterlichen Gebäudes aufnehmen, was heute noch einen guten Eindruck der Mächtigkeit dieses Gebäudes vermittelt. Für weitere Angaben zur Topographie und zum Ausgrabungsverlauf wird auf den Artikel von Paul Gutzwiller verwiesen (ADSO 2, 1997, 59–72).



Abb. 2 Ausschnitt aus einem Plan von Jakob Meyer aus dem Jahre 1665. Die Strasse vom Dorf zum Schloss beginnt links von der Kirche. Staatsarchiv Liestal.

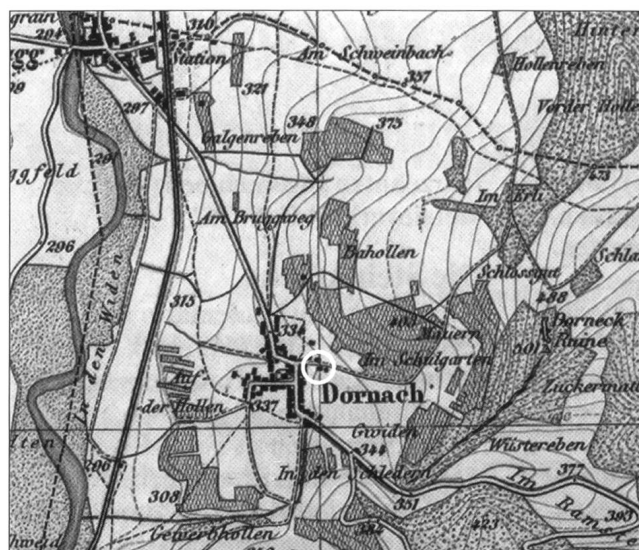


Abb. 3 Kartenausschnitt aus dem Jahre 1877. Die einzige Verbindung von Dornach zum Schloss führt durch den heutigen Kohliberg. Die neuzeitlichen Häuser an der Ausgrabungsstelle (Kreis) liegen dezentral und isoliert vom Dorfkern. Oben links Dornachbrugg. Topographischer Atlas Blatt 10, Gempen. Nach Eisenhut 1988, 31.

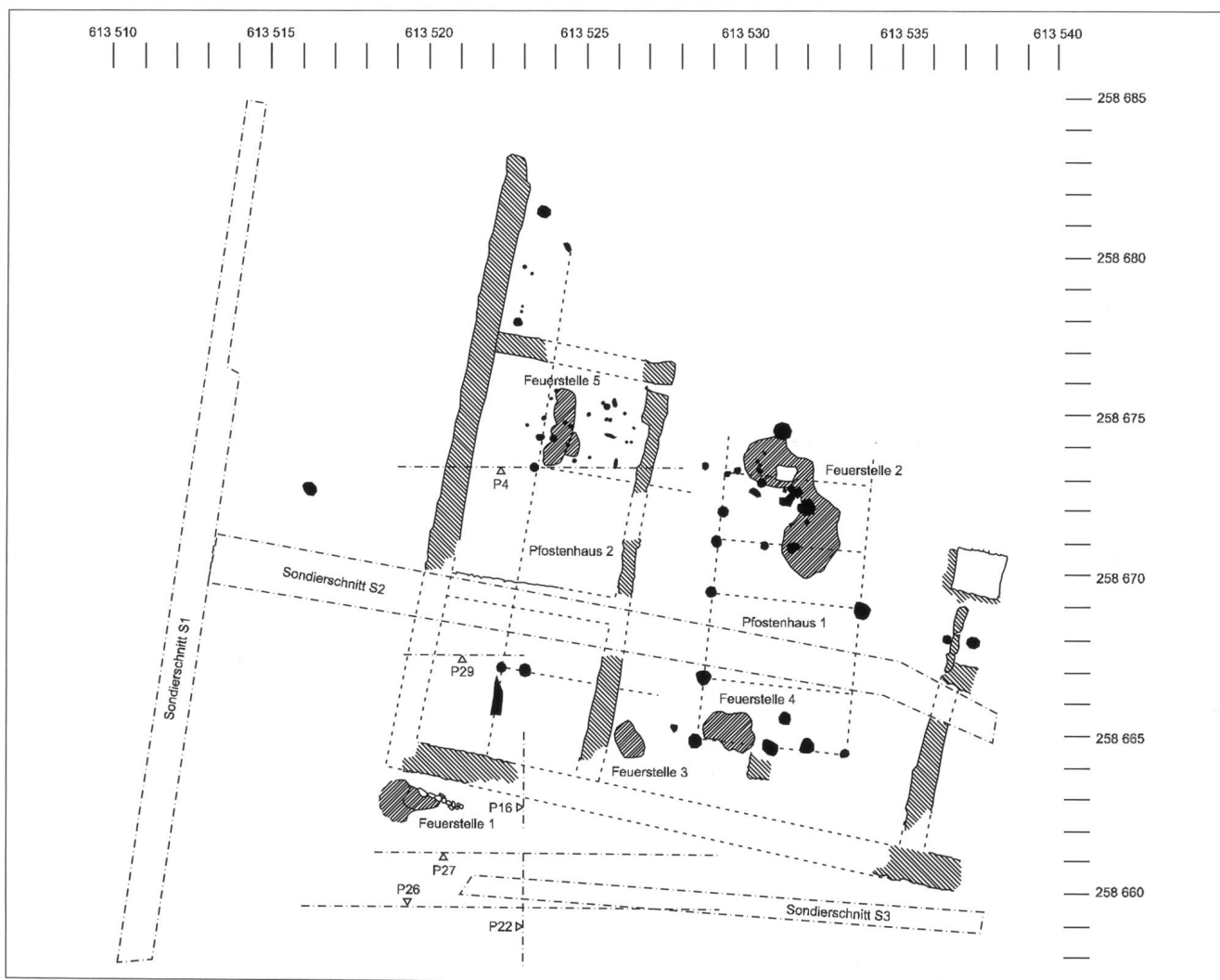


Abb. 4 Dornach/Kohliberg 6. Frühmittelalterliche Befunde. Das spätmittelalterliche Mauerwerk ist als Orientierungshilfe schraffiert dargestellt. Die Lage der besprochenen und abgebildeten Profile und Sondierschnitte ist eingezeichnet. Die Koordinaten entsprechen den Schweizerischen Landeskoordinaten; die hintersten drei Ziffern wurden als Grabungskordinaten verwendet.

2. Die Befunde

Die früh- und hochmittelalterlichen Befunde (Abb. 4)

Gutzwiller (1997) berichtete bereits über einige Resultate dieser Ausgrabung. Deshalb sollen die frühmittelalterlichen Befunde an

dieser Stelle nur noch kurz zusammengefasst werden.¹

Die Stratigraphie am Kohliberg 6 war recht einfach und einheitlich. Unter dem Humus lag eine Mauerschuttschicht (Schicht 2a) mit einer Mächtigkeit von 20 bis 40 Zentimetern. Darunter folgte in der Regel direkt der anste-

hende Lehm (Schicht 5). Bau- oder Gehhorizonte sowohl der früh- und hochmittelalterlichen wie auch der spätmittelalterlichen Phase waren nur noch teilweise anhand von Brandschichten, Mörtellagen oder Planierungen zu erkennen. Ein anderes Bild liefert der Erdkeller G34, der mit Bauschutt und

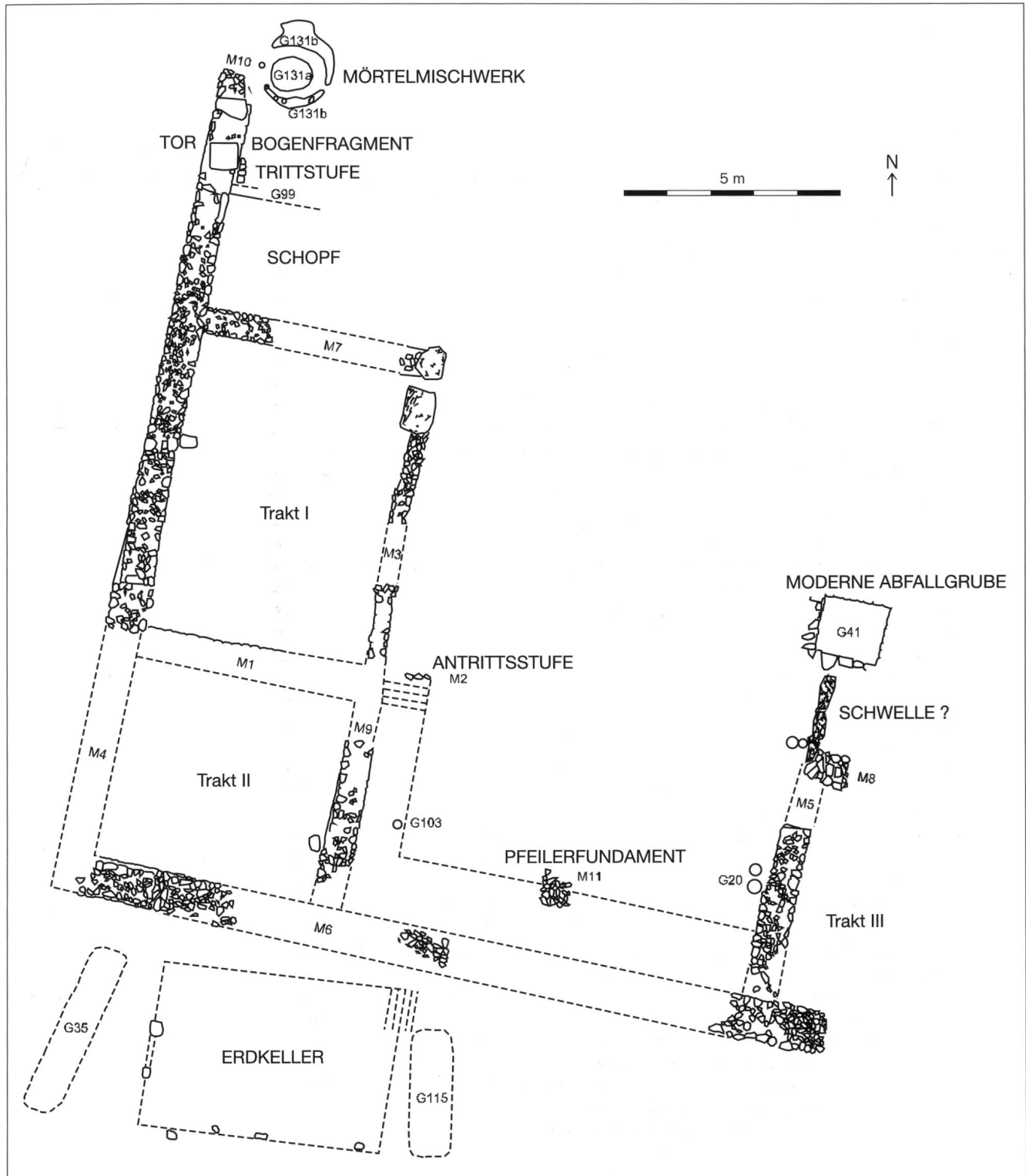


Abb. 5 Dornach/Kohliberg 6. Spätmittelalterliche Befunde und das hochmittelalterliche Mörtelmischwerk.

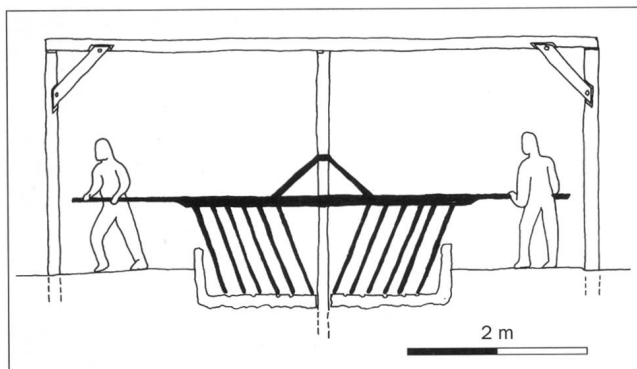


Abb. 6 Mechanischer Mörtelmischer. Typ A nach Gutscher (1981, 185, Abb. 17). Der hölzerne Oberbau konnte einfach transportiert und wieder verwendet werden.



Abb. 7 Dornach/Kohlberg 6. «Mörtelmischanlage» mit der Grube G131a im Zentrum; der äussere Kreis G131b wird von der Mauer M10 geschnitten.



Abb. 8 Dornach/Kohlberg 6. «Mörtelmischanlage» in ausgegrabenen Zustand. Im äusseren Ring kamen die Pfostengruben G131b–g zum Vorschein, die zu einem Flechtwerk gehört haben könnten.

zahlreichem Fundmaterial verfüllt war; darüber folgten hier Ablagerungen, die auf natürliche Einwirkungen zurückzuführen sind.

Der früh- und hochmittelalterlichen Phase sind rund 25 Pfostenlöcher zuzurechnen, die zu einem oder zu zwei ebenerdigen Wohnhäusern in Ständerbauweise ergänzt werden. Pfostenhaus I wies Masse von 5 mal mindestens 10 Meter auf und ist mit einem Satteldach, vielleicht auch mit einem Walmdach zu rekonstruieren. Von Pfostenhaus II waren nur einzelne Pfostenlöcher vorhanden, seine Ausmasse sind deshalb nicht bekannt. Zahlreiche weitere Gruben konnten mit keinem der beiden Pfostenbauten in Verbindung gebracht werden. Weiter gehörten zu dieser Phase vier oder fünf Feuerstellen, die teilweise mit einer Feuerungsplatte aus ge-

stampftem Lehm und einer Bedienungsgrube versehen waren. Einige Feuerstellen waren möglicherweise mit einer Lehmkuppel als Backofen oder mit einem Rauchfang überdacht. Archäomagnetische und C^{14} -Datierungen wiesen die Feuerstellen ins 4. bis 11. Jahrhundert, teilweise wurden sie von Pfostenbau I oder den spätmittelalterlichen Mauern geschnitten und so relativchronologisch eingeordnet.

Hochmittelalterliche Mörtelmischanlage

Ins Hochmittelalter datiert ein Befund, der von Gutzwiler (1997, 65) als Mörtelmischanlage gedeutet wurde (Abb. 5). Diese Deutung soll hier überprüft werden.

Mechanische Mörtelmischerwerke waren im späteren 1. Jahrtausend bei Grossbauten an-

zutreffen, die von hochgestellten Persönlichkeiten in Auftrag gegeben wurden. Solche Mischwerke sind oft im Zusammenhang mit Kirchenbauten freigelegt worden, wie zum Beispiel in Aesch-Saalbünten (Marti 2001, 187) oder auf dem Münsterhof in Zürich (Gutscher 1981, 178–180). Dies hängt mit der Forschungslage zusammen, denn Kirchen sind archäologisch relativ gut untersuchte mittelalterliche Objekte. Aber auch bei Profanbauten, so auf dem Üetliberg oder auf dem Lindenhof in Zürich, sind Mörtelmischerwerke gefunden worden. Insgesamt sind Mörtelmischerwerke aus rund 20 Orten bekannt, über Mittel- und Westeuropa verteilt, mit einer auffallenden Konzentration im schweizerisch-süddeutschen Raum.² Die Mehrzahl der Mischwerke datiert ins 9. und ins 10. Jahrhundert (Windler 1991, 56–63). Sie wiesen Durchmesser zwischen 1,1 und 4 Metern auf, bei den meisten betrug der Durchmesser der inneren Plattform, des eigentlichen Rührwerks, rund 2,6 Meter. Im Zentrum befand sich eine unvermörtelte Öffnung mit einem Durchmesser von 15 bis 90 Zentimetern. Hier stand ein Mittelpfosten, um den das Mischwerk gedreht wurde (Abb. 6). Die Mörtelmischer wurden bis zu 40 Zentimeter in den Boden eingetieft, direkt auf das anstehende Material aufgetragen oder durch eine Steinlage vom anstehenden Boden abgesetzt. Der Rand neigte sich oft leicht nach aussen und wurde durch ein mit Mörtel verstrichenes Flechtwerk oder durch senkrecht stehende Bretter verstärkt. Als eigentliche Mischer dienten zwei oder vier an der Mittelachse befestigte horizontale Dreharme, in die senkrechte Stäbe eingesetzt waren. Diese Stäbe vermischten den Mörtel und hinterliessen auf den getrockneten Mörtelscheiben konzentrische Spuren. Die Dreharme wurden von Menschen oder von Zugtieren betrieben. Dies erforderte einen gewissen Abstand des Mörtelmischerwerkes zum nächsten Gebäude oder sonstigen Hindernis. Die Mörtelmischerwerke wurden jedoch immer nahe beim zugehörigen Bau angelegt, oft sogar im Bau selbst. Bei Bedarf verschob man sie innerhalb der Baustelle, die alten deckte man einfach wieder zu (Gutscher 1981, 185/186).

Das «Mörtelmischwerk» am Kohlberg lag direkt nördlich des spätmittelalterlichen Torres und zeichnete sich als Grube (G131) von 2 Meter Durchmesser im anstehenden Lehm deutlich ab (Abb. 5, 7). Die zentrale, beinahe runde Vertiefung G131a wies einen Durchmesser von 80 bis 90 Zentimetern auf. Sie war bis zu 30 Zentimeter in den anstehenden Lehm eingetieft und mit grauem, mit Mörtel, Ziegel-, Tuff- sowie Holzkohlefragmenten versetztem Lehm verfüllt. An der Oberfläche



Abb. 9 Dornach/Kohlberg 6. Die Hofmauer M4 von Westen (aussen) im Bereich des Steintraktes I. Der Fundamentvorsprung und vier Lagen des aufgehenden Mauerwerks sind zu erkennen.

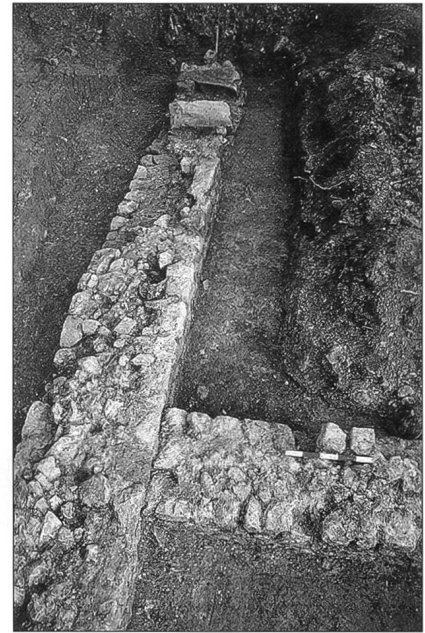


Abb. 10 Dornach/Kohlberg 6. Mauerecke M4/M7 in der Nordwestecke des Steintraktes I, von Süden. Die Mauerfuge und die unterschiedlichen Mauerbreiten sind gut sichtbar. Am oberen Ende der Hofmauer M4 ist das Tor zu erkennen.

stellte man einige konzentrische Furchen fest. Ein ringförmiges Gräbchen (G131b), das im westlichen Teil von der Hofmauer M10 geschnitten und zerstört wurde, umgab die zentrale Grube in einem Abstand von 20 bis 30 Zentimetern. Es war mit ähnlichem, blau-grauem Lehm verfüllt wie die zentrale Grube G131a, jedoch war der Anteil der Holzkohle grösser. In der südlichen Hälfte dieses ringförmigen Gräbchens wurden die Pfostenlöcher G131c–g ausgemacht, in denen wohl Pföstchen eines Flechtwerks steckten (Abb. 8).

Die Grube 131 weist zwar einige Merkmale auf, die für ein Mörtelmischwerk sprechen – wie die konzentrischen Kreise, das Flechtwerk am Rande und die Tiefe der Grube. Andere wichtige Bestandteile hingegen fehlen, wie eine durchgehende, feste Mörteldecke und die zentrale Pfostengrube, angezeigt durch ein deutliches Loch in der Mörtelscheibe. Die fehlende oder stark zerstörte Mörteldecke könnte auf spätere Störungen zurückzuführen sein. Die zentrale Grube war bis zur Grubensohle mit grauem Lehm verfüllt. Die Grabungsdokumentation erwähnt keine Spuren eines zentralen Pfostenloches, wie es in der Literatur bei Mörtelmischwerken zu finden ist. Mit 2 Meter Durchmesser wäre das Mörtelmischwerk am Kohlberg zwar relativ klein, aber immer noch im Rahmen der Vergleichsbefunde.

Die Hofmauer M10 schnitt deutlich den westlichen Teil des Mörtelmischwerkes, das somit älter als das spätmittelalterliche Steingebäude anzusetzen ist. Theoretisch könnte das Mörtelmischwerk für den Bau von südlicheren Gebäudeteilen verwendet und später von Mauer M10 überdeckt worden sein. Die Hofmauer ist jedoch als eine der ältesten Mauern anzusehen. Es ist anzunehmen, dass bei Baubeginn bereits bekannt war, wo die spätere Mauer durchführen würde und deshalb an dieser Stelle kein Mörtelmischwerk angelegt wurde. Zudem unterscheidet sich der Mörtel des spätmittelalterlichen Steinge-

bäudes farblich und in der Konsistenz deutlich von dem Material, mit dem Grube G131 verfüllt war.

Alle bekannten Vergleiche von mechanischen Mörtelmischwerken datieren früher als unser Steingebäude. Zur Zeit der Errichtung des spätmittelalterlichen Steingebäudes wurden keine mechanischen Mörtelmischwerke mehr verwendet. Ab dem 12. Jahrhundert wurde der Mörtel mit Hilfe von Mischhacken direkt am Boden oder in einer Mörtelgrube gemischt. Das Mörtelmischwerk muss somit wohl früher als das Steingebäude angesetzt werden. Eine Verbindung zur Dorfkirche St. Mauritius, deren Entstehung im 7. Jahrhundert vermutet wird, kann ausgeschlossen werden. Denn die Entfernung betrug ziemlich genau 100 Meter – eine Distanz, die für die optimale Nutzung eines solchen Mörtelmischwerkes bereits zu gross ist. Das zum Mörtelmischwerk gehörende Gebäude bleibt somit unbekannt. Es könnte sich unter den nördlich gelegenen neuzeitlichen Gebäuden oder westlich der Grabungsfläche befinden haben. Zumal zwischen den früh- und hochmittelalterlichen Pfostengebäuden und dem spätmittelalterlichen Steingebäude eine Besiedlungslücke von einigen Jahrhunderten klafft, die durch ein benachbartes Steingebäude ausserhalb der Grabungsfläche überbrückt werden könnte.

Die Deutung der Grube G131 als Mörtelmischwerk ist mit einiger Unsicherheit behaftet. Unklar ist, wie dieser Befund sonst gedeutet werden könnte.

Spätmittelalterliches Steingebäude (Abb. 5)

Während der Ausgrabung wurde der südwestliche Bereich eines grösseren Steingebäudes freigelegt. Man erfasste grosse Teile der südlichen und der westlichen Umfassungsmauer, drei Räume oder Trakte, einen Holzanbau, ein Tor, einen Innenhof und einen Erdkeller. Der ganze Gebäudekomplex war gewaltsam zerstört worden.

Mauern und Mauertechnik

Die beiden Umfassungsmauern M4 und M6 wurden auf einer Länge von an die 20 Meter nachgewiesen. Das Fundament, dessen Höhe bei Mauer M4 stellenweise 20 Zentimeter betrug und zwei bis vier Steinlagen zählte, wurde ungemörtelt in den anstehenden Lehm gesetzt. Das aufgehende Mauerwerk war in maximal sechs Steinlagen und einer Höhe von 46 Zentimetern erhalten (Abb. 9). Im Fundament massen die Hofmauern in der Breite bis zu einem Meter und im Aufgehenden immer noch 80 Zentimeter. Alle Mauern wurden in Zweischalentechnik errichtet.

Vor allem die westliche Begrenzungsmauer M4 fiel durch eine schöne, regelmässige Aussehenfront auf (Abb. 9, 10). Es wurde hauptsächlich der sogenannte «blaue» Kalkstein verwendet, ein Material, das bei der Birsbrücke in Dornachbrugg ansteht (Gutzwiller 1997, 63). Die Bausteine wurden sorgfältig behauen und versetzt. Der Mauerkern wurde mit kleineren Kalkbruchsteinen, Tuff, aber auch mit Ziegeln und Terrazzostücken verfüllt, um die beiden Schalen miteinander zu verzahnen. Als Bindemittel wurde ein weissgelblicher, stark kalkhaltiger und mit Kieselstein versetzter Mörtel verwendet. Die Leistenziegel, Terrazzofragmente und der Tuff stammten sicherlich aus den benachbarten römischen Ruinen.³ Inwiefern dies auch auf den Kalkstein zutrifft, oder ob die mittelalterlichen Bauherren diesen selbst heranschafften,



Abb. 11 Dornach/Kohlberg 6. Nordostecke des Steintraktes I mit den beiden Kalksteinen, die die Mauern M3 (oben) und M7 abschliessen.

ist ungewiss. Die Quader der Hofmauern massen 15–20×20–30 Zentimeter. In der Südwestecke wurden eher grössere Quader eingesetzt.

Die Mächtigkeit der Hofmauern M4 und M6 lässt sich vielleicht dadurch erklären, dass sie auch als Hangstützmauern dienten. Alle übrigen Mauern waren zwar ebenfalls Zweischaalenmauern, aus denselben Materialien aufgebaut und mit demselben Mörtel gebunden, sie waren jedoch weniger sorgfältig gebaut, und vor allem weniger breit als die Hofmauern M4 und M6. Die Mauern M5, M7, M8 und M9 waren im Fundament 80 Zentimeter breit, im Aufgehenden 65–70 Zentimeter. Deutlich dünner und weniger sorgfältig erbaut war Mauer M3 mit einer Breite von 40 bis 50 Zentimetern. Dafür waren hier an der sorgfältig geschalten äusseren Ostfront sogar noch Verputzreste in Pietra-rasa-Technik zu erkennen. Die Mauer M1 wurde beim Anlegen des Sondierschnittes S2 der Länge nach

gespalten, so dass deren Breite nicht mehr festgestellt werden konnte (Abb. 4). Sie dürfte jedoch mit der benachbarten Mauer M9 mit einer Breite von 70 Zentimetern zu vergleichen sein. Das Fundament von Mauer M1 wies zwei bis drei Steinlagen und eine Tiefe von 30 bis 35 Zentimetern auf. An einigen Stellen wurden die Mauern in jüngerer Zeit auf der Suche nach Baumaterial geplündert. Ihr Verlauf ist aber dank den Plünderungsgruben im darüber liegenden Material oder anhand eines sich deutlich im anstehenden Lehm abzeichnenden Mörtelbandes rekonstruierbar.

Trakt I

Der als Trakt I bezeichnete Teil des spätmittelalterlichen Gebäudes wurde im Westen von Mauer M4, im Süden von Mauer M1, im Osten von Mauer M3 und im Norden von Mauer M7 gebildet, was einen rechteckigen Grundriss von 5,3×7 Meter ergab (Abb. 5). Entlang der Mauer M4 zog sich ein dünnes Mörtelband, das als Bauhorizont gedeutet wird. Mauer M7 schloss mit einer deutlichen Baufuge an die Hofmauer M4 an (Abb. 10), bei Mauer M1 war diese Stelle gestört. Auch die südöstliche Mauerecke, die Verbindung zwischen Mauer M1 und Mauer M3 war gestört.

Die Mauern M3 und M7 stiessen nicht direkt aneinander, sondern wurden von je einem gelblichen Kalksteinblock von 100×70×50 und 60×60×25 Zentimeter abgeschlossen (Abb. 11). Beide Quader wurden von kleineren Steinen unterfangen. Die Ostfluchten dieser beiden Kalksteine lagen auf einer Linie mit der Ostflucht der Mauer M3. Zwischen den beiden Steinen klappte eine Lücke von 36 Zentimeter Breite, die sich gegen den Innenraum auf 24 Zentimeter verengte. Nach Gutwiller (1997, 64) war dieser Spalt vielleicht für das Einklemmen eines Eckständers eines Fachwerk-Aufbaus vorgesehen. Es wäre jedoch auch in dieser Situation anzunehmen, dass die Fundamente unter diesem Eckständer durchgeführt wurden, was hier aber nicht der Fall war. Wahrscheinlicher ist deshalb ei-

ne Rekonstruktion von Trakt I mit einer mindestens einstöckigen Steinmauer im Süden, im Westen und im Norden. Die schmalere und weniger sorgfältig errichtete Mauer M3 würde dabei als Unterlage, als Sockelmauer für eine Holzkonstruktion dienen. Im Spalt könnte sich ein durchgehender Pfosten befunden haben, an den die Holzwand der Ostflucht ansetzte. In der südöstlichen Raumecke lag unter der Bauschuttschicht eine bis zu 15 Zentimeter mächtige Schicht mit viel Holzkohle, in der Nordostecke des Raumes zog die dicke Brandschicht aus gerötetem Lehm, Mörtel und Holzkohle bis zum östlichen Kalkstein. Spuren eines Brandes wiesen auch die beiden Kalksteine auf, die auf der Innenseite stark gerötet und sehr rissig waren. Wahrscheinlich sind diese Befunde auf das Abbrennen eines hölzernen Aufbaus oder der Inneneinrichtung zurückzuführen. In Profil P4 (Abb. 4, 12, Schicht 3d) war eine weitere, ungefähr 10 Zentimeter mächtige, dunkelgraue Brandschicht zu erkennen, die jedoch nicht bis zu den Mauern hin zog. Diese wurde von einem dünnen, nur stellenweise vorkommenden Baumörtelband überzogen, gehörte also in die Zeit vor dem Steingebäude.

Wo sich der Zugang zum Erdgeschoss des Traktes I befand, ist unklar. Der östliche Kalkstein könnte trotz seiner grossen Höhe als Schwellenstein gedient haben. Aus mittelalterlichen Gebäuden sind Schwellen mit einer Höhe von 50 Zentimetern bekannt.⁴ Die zu übersteigende Breite von 70 Zentimetern spricht jedoch gegen eine Deutung als Schwelle. Ein Eingang könnte sich zufälligerweise genau an den heute gestörten Stellen in den Mauern M3 oder M7 befunden haben.

Trakt II

Der südlich an Trakt I anschliessende Trakt II wurde durch die Hofmauern M4 und M6, die Mauer M9 und die mit Trakt I gemeinsame Mauer M1 gebildet (Abb. 5). Die Innenmasse dieses Raumes betrugen 5×5,3 Meter. Mauer M9 verlief zwar auf derselben Flucht

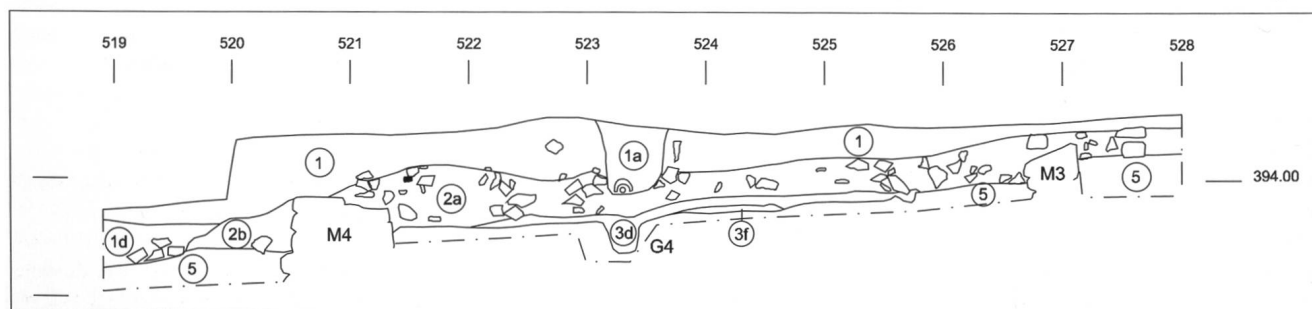


Abb. 12 Dornach/Kohlberg 6. Profil P4 durch den Steintrakt I und den Südteil der Feuerstelle 5. 1 Humus; 1a Leitungskanal; 1d Störung; 2a Mauerversturz; 2b Schutt; 3d Brandschicht; 3f Feuerstelle 5; 5 anstehender Lehm.

wie Mauer M3, war jedoch deutlich breiter. Wie bereits erwähnt, war die Anschlussstelle der Mauern M1/M4 gestört, ebenso wie diejenige der Mauern M6/M9. Somit ist unklar, ob der markante Ecktrakt II mit den Hofmauern im Verband hochgezogen oder nachträglich angebaut wurde. Das Mauerbild, die verwendeten Bausteine und der identische Mörtel weisen jedoch darauf hin, dass alle Mauern «gleichzeitig» entstanden sind.

Eine dünne, weisslich-gelbe Mörtelschicht in der Südwestecke des Raumes, direkt über dem anstehenden Lehm, wurde als zugehöriger Bauhorizont gedeutet. Darüber befand sich die ungefähr 20 Zentimeter dicke Schicht 3g aus hellbraunem, feinem mit wenigen Holzkohleflecken versetztem Silt. Sie wurde als Benutzungshorizont des Traktes II angesprochen. Dieser Gehhorizont fand sich nur in der westlichen Raumhälfte. Direkt darüber folgte der Mauerzuschutt, Schicht 2a. Eine Binnenteilung dieses Raumes war nicht auszumachen.

Aufgrund der massiven Mauern wurde angenommen, dass zumindest das Erdgeschoss vollständig gemauert worden war. Es wäre aber auch ein mehrstöckiger Steinbau denkbar. Auch hier war kein ebenerdiger Zugang zu erkennen. Deshalb postulierte Gutzwiller (1997, 64) für diesen Trakt einen Hochein- gang. Als Antrittstufe sprach er die drei aneinander gefügten Steine M2 östlich des Mauerknotenpunktes M1/M3/M9 an (Abb. 5). Der restliche Aufbau dieser Treppe – weitere Stufen oder Pfosten, die den Trep-

penaufgang stützen sollten – wurde durch den Sondierschnitt S2 gestört. Weiter südlich könnte der Pfosten G103 die Treppe gestützt haben. Möglicherweise war von dort aus über eine Laube auch Trakt I erschlossen (Abb. 13).

Trakt III

Die Mauern des Traktes III waren nur noch teilweise erhalten (Abb. 5). Die Hofmauer M6, die den Südabschluss des Traktes III bildete, verschwand nach nicht ganz 2 Metern unter der Nachbarparzelle. Die westliche Mauer M5 war vollständig erhalten, wurde aber im nördlichen Teil von Sondierschnitt S2 gestört. Die nördliche Mauer M8 lief nach knapp einem Meter ebenfalls aus der Grabungsfläche hinaus. Die Mauern M6 und M8 sind beide geplündert worden. Wenn man annimmt, dass dieser Trakt – ähnlich wie der Ecktrakt II – einen annähernd quadratischen Grundriss aufwies, ist wiederum mit Innenmassen von an die 5×5 Meter zu rechnen. Ein Bauniveau, ein Balkenlager für eine Zwischenwand sowie Reste eines Gehhorizontes wurden gefasst (Gutzwiller 1997, 63, Abb. 12). Eine massive Bauschuttschicht und die mit je 70 Zentimetern vergleichbaren Breiten zu Mauer M9 weisen darauf hin, dass auch dieses Gebäude über mindestens ein steiner- nes Geschoss verfügte. Auch in Mauer M5 war kein Eingang auszumachen. Deshalb schlägt Gutzwiller (1997, 64/65) eine Verbindung des Hochein- ganges von Trakt II mit Trakt III über eine Laube vor. Diese hätte auf einer Breite von 2 Metern über eine Länge

von knapp 10 Metern entlang der Hofmauer M6 geführt und auf einem massiv fundam- entierten Stützpfiler M11 geruht. Das Doppelpfostenloch 20a/b direkt westlich von Mauer M5 könnte damit in Zusammenhang stehen. Als Verbindung zwischen zwei Trak- ten wäre eine solche Laube gewiss nützlich, als einziger Zugang jedoch sehr unpraktisch. Ein direkter Zugang könnte sich in der uner- grabenen Nord- oder Ostmauer befunden ha- ben.

Schopf

Zwischen Trakt I und dem Hoftor liess sich ein Holzgebäude mit einer Breite von 2,7 Metern fassen. Die Ost-West-Ausdehnung war aufgrund der modernen Störungen nicht mehr auszumachen. Direkt bei der Mauerfuge zwischen Mauer M4 und der Torschwelle wurde eine Nische im Mauerfundament aus- gespart, in die ein rechtwinklig von der Mau- er abgehender Balken G99 eingefügt war (Abb. 14). Das Holzgebäude war mit einem gestampften Mörtelboden ausgestattet. Der Boden ausserhalb des Gebäudes – in der stark begangenen Torzone – war deutlich dunkler als der anstehende Lehm unterhalb des Mörtelbodens.

Toranlage

Direkt nördlich dieses Holzschopfes befand sich ein Tor in der Hofmauer, vielleicht der Haupteingang des ganzen Gebäudekomple- xes (Abb. 5, 14, 15). Bei Laufmeter 680.30 endete die Mauer M4. Daran schloss sich ei- ne 2,2 Meter lange Schwelle an. Die nördlich folgende Mauer M10 führte nur noch weni- ge Zentimeter weiter, dann wurde sie von neuzeitlichen Gruben gestört. Die Schwelle bestand wahrscheinlich aus drei Lagen. Über dem Fundament folgte eine zweischalige La- ge mit schön gesetzten Bruchsteinen am Rande und kleineren Steinen im Kern. Dar- auf lagen Sandsteinplatten, von denen jedoch nur noch die nördlichste und die südlichste vorhanden waren. Die nördliche Platte mass 40×78×15 Zentimeter und bestand aus grobem Arkosensandstein. Die südliche, 46×76×12 Zentimeter grosse Platte war aus rotem Buntsandstein gefertigt und zerbrach in mehrere Fragmente. Wahrscheinlich han- delte es sich um Tegerfeldener Sandstein. Dieser war mit einer groben, weissen Mörtelschicht bedeckt. Entlang der Innenseite der Schwelle reichten sich auf einer Länge von 60 Zentimetern vier annähernd quadratische, ungefähr 12 Zentimeter lange Steine (Abb. 14). Diese dienten vielleicht als Trittsteine, um die Schwelle einfacher zu überschreiten. Dass diese Trittsteine nicht über die gesamte Schwelle vorkamen, könnte auf ein teilbares Tor hinweisen. Für Fussgänger wurde nur der



Abb. 13 Beleg einer Aussentreppe in der «Luzerner» Chronik des Jüngeren Diepold Schilling aus dem beginnenden 16. Jahrhundert. Über einem gemauerten Erdgeschoss liegen hölzerne Wohngeschosse in Blockbautechnik. Ins Obergeschoss gelangte man über eine hölzerne Treppe. Diepold Schilling Chronik 1513, 93r; ZHB Luzern (Eigentum Korporation).



Abb. 14 Dornach/Kohlberg 6. Detail des Tores von Osten. Die vier Antrittsstufen vor der Schwelle, links daneben das Balkengraben G99 als nördlicher Abschluss des Schopfes.



Abb. 15 Dornach/Kohlberg 6. Detail des Tores von Osten. Zwischen den beiden Schwellensteinen ist die zweischalige unterste Steinlage zu erkennen. Im Hintergrund das aufgestellte Bogenfragment; ursprünglich lag es auf dem linken Teil der Schwelle.

kleinere, 60 Zentimeter breite Flügel geöffnet, für Reiter und Wagen das gesamte, knapp 2 Meter breite Tor.

Auf der Schwelle ruhte ein in der Aufsicht quadratisches Bogensegment aus demselben Buntsandstein wie die südliche Schwellenplatte. Der Stein wies eine Seitenlänge von 65 Zentimetern auf und war 15 Zentimeter mächtig. Er gehörte sicher zum Torbogen. Der Innenradius dieses Bogenfragmentes betrug 1,32 Meter. Es kann sich also nicht um einen regelmässigen Rundbogen gehandelt haben, da sonst die Schwellenbreite des Tores 2,6 Meter betragen müsste. Auch ein Flachbogen mit dem Kreiszentrum unterhalb des Bogenansatzes kommt nicht in Frage. Würde man mehrere solcher Bogenfragmente mit diesem Kreisradius aneinander reihen, würden die Fugen der einzelnen Bogenteile nicht bündig aneinander stossen.

Deshalb wird folgende Rekonstruktionsvariante vorgeschlagen (Abb. 16): Die Schwellenbreite betrug wie erwähnt 2,2 Meter. Wenn man zu beiden Seiten ein Steingewände errichtet, das mit 15 Zentimetern dieselbe Breite aufweist wie das erhaltene Bogenfragment, würde die Spannweite des Bogens noch 1,9 Meter messen. Fügt man von der angenommenen Kämpferlinie – der Höhe des Bogenansatzes – aus ein Bogenfragment

passgenau an ein nächstes, so dass die Fugen immer zum Krümmungsmittelpunkt gerichtet sind, ergibt sich ein regelmässiger Bogen mit einem Radius von 95 Zentimetern. Das vorhandene Bogenfragment wird als Schlussstein rekonstruiert. Zu beiden Seiten werden je zwei Bogenteile mit einem mit 67 Zentimeter um wenig längeren Rücken angeordnet.

Die Grabungsbefunde lieferten keinen Hinweis auf die Höhe des Tores. Die Scheithöhe von 2,6 Meter beruht bei dieser Rekonstruktion auf einer subjektiven Annahme. Denn sicher nutzten auch Reiter dieses Eingangstor. Wenn man von einer Widerristhöhe des Pferdes von 1,3 bis 1,5 Metern und beim Menschen von einer Oberkörperlänge, inklusive Kopfbedeckung, von ungefähr einem Meter ausgeht, könnte ein Reiter bei dieser Bogenhöhe problemlos in den Hof einreiten.⁵ Wie das eigentliche Holztor aussah und befestigt war, kann bei der schlechten Befundlage nur vermutet werden. Es war wahrscheinlich zweiflügelig, möglicherweise mit einer zusätzlichen kleineren Türe versehen. Die Torflügel drehten wohl in Zapfenlagern, die sich auf oder neben der Schwelle und in den Kämpfersteinen befanden, und sie konnten durch einen oder mehrere Balkenriegel versperrt werden (Piper 1967, 448).

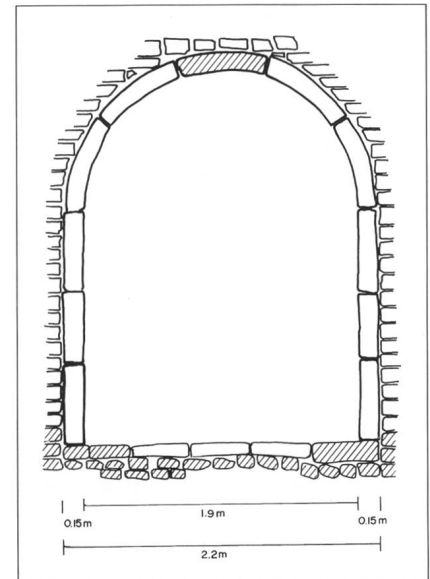


Abb. 16 Rekonstruktionsversuch des Hoftores (schematische Skizze). Ansicht von Osten (innen); die schraffierten Teile sind erhalten.

Exkurs: Spätmittelalterliche ländliche Bauweise

Holz- oder Steinbauten

Ein wichtiges Hilfsmittel, um etwas über das Aussehen und die Gliederung spätmittelalterlicher Dörfer zu erfahren, sind die Bildquellen. Nach Zemp (1897, 346–349), der die in den Schweizer Bilderchroniken dargestellte Architektur untersuchte, baute man in ländlichen Siedlungen üblicherweise mit Holz. Blockbau, Ständerbau und Fachwerkkonstruktionen kamen nebeneinander vor. In der Regel ruhten ländliche Bauten in Block- oder Ständerbauweise auf einem steinernen Unterbau, der den Eingang zu Keller und Küche enthielt (Abb. 13). Oft waren den Obergeschossen hölzerne Galerien vorgebaut, die durch senkrechte Pfosten gestützt wurden. Das übliche Baumaterial in den Dörfern Mitteleuropas war bis weit ins Spätmittelalter hinein Holz (Schmaedecke/Tauber 1992, 44). Nur besondere Bauten – vor allem die Kirchen – wurden aus Stein errichtet. Bei auf Ausgrabungen gefundenen Steinfundamenten ist meistens nicht ersichtlich, ob es sich um massive Steinbauten oder bloss um Steinfundamente eines ansonsten aus Holz errichteten Gebäudes handelt. Auch nach Dirlmeier waren Steinhäuser in Dörfern sehr selten (Schmidt/Dirlmeier 1998, 285). Sie wurden misstrauisch betrachtet und galten als anmassend. So wurde der steinerne Neubau des Balthasar Heinzli auf dem Dorfplatz von Sarnen 1546 als «Zwing-Unterwalden» verspottet. Vor allem in Weinbaugebieten wie dem Elsass kamen Steinbauten häufiger vor, ohne dass sie aber eine besondere, auf den Weinbau bezogene Funktion inne hatten.



Abb. 17 Gefecht auf dem Bruderholz am 22. März 1499. Im Vordergrund schlagen die Eidgenossen die Gegner in die Flucht, im Hintergrund das brennende Dorf Dornach, links oben die Burg Dorneck. Die Burg hinten in der Mitte stellt vermutlich Pfeffingen dar. Nikolaus Schradin, Reimchronik des Schwabenkrieges, Sursee 1500. Nach Meyer 1999b, 63.

Steinhäuser waren folglich auch in den Dörfern der Region Basel im Spätmittelalter sehr selten. In einer zeitgenössischen Darstellung des Dorfes Dornach sind neben der Kirche noch mindestens zwei Gebäude zu erkennen (Abb. 17). Das Gebäude links von der Kirche war in Fachwerkbauweise errichtet worden. Die Abbildung ist nicht sehr naturalistisch, sie kann aber eine Vorstellung geben, wie zu dieser Zeit ein «Dorf» gezeigt werden sollte, nämlich mit den typischen Bauelementen wie Kirche und üblichem Haustypus. In Wenslingen BL ist um 1461 zumindest ein Steinhäuser belegt.⁶ Die im Jura weit verbreiteten Holzbauten wurden seit dem ausgehenden Mittelalter nach und nach durch gemauerte Häuser ersetzt. Dies hatte mit dem gesteigerten Repräsentationsbedürfnis wohlhabender Bauern zu tun. Von der Stadt Basel erlassene Bauvorschriften, die darauf abzielten die Feuergefahr einzudämmen und mit dem wichtigen Rohstoff Holz sparsam umzugehen, verstärkten diese Tendenz. Im Sundgau ersetzte Fachwerk den Ständerbau. Im Jura hingegen, wo der Stein als natürliche Ressource vorherrschte, wurden Steinhäuser errichtet. Auf Zeichnungen des 17. Jahrhunderts sind jedoch noch viele Ständerbauten zu erkennen. Heute gibt es in der Region nur noch wenige Häuser in Holzbauweise (Baumgarten 1980, 85/86; Gschwend 1988, 78). Bauernhäuser in den Dörfern der Nordwestschweiz wurden bis in die frühe Neuzeit als Dreiseithöfe errichtet. Dabei wurden die einzelstehenden Gebäude – Wohnhaus, Scheune und Nebengebäude – um einen Hofplatz gruppiert. Erst mit zunehmendem Bevölkerungsdruck wurden Bauernhäuser kompakter als Dreissässenhaus errichtet, wo alle Gebäu-

deteile unter einem Dach vereinigt waren (Baumgarten 1980, 101; Eisenhut 1988, 24). Auch für den Gebäudekomplex am Kohliberg wäre eine solche funktionale Aufteilung als Dreiseithof möglich.

Spätmittelalterliche Dörfer

Spätmittelalterliche Dörfer sind archäologisch wenig untersucht. Schriftliche und bildliche Quellen weisen auf eine lockere Besiedlung hin. Die Häuser lagen entlang der Strassen und Wege zwischen unüberbauten Hofstätten, die als Wiesen oder Gärten benutzt wurden. Diese Lücken wurden in der frühen Neuzeit aufgrund des Bevölkerungswachstums stetig aufgefüllt. Mittelalterliche Bausubstanz ist heute kaum mehr vorhanden, viel ging durch Umbauten oder Feuerschäden verloren. Die Hausbauforschung in ländlichen Siedlungen setzt deshalb oft erst beim vermehrten Aufkommen der Steinbauten im 16. Jahrhundert an (Gschwend 1988, 81; Othenin-Girard 1994, 290/291). Das heutige Dorfbild widerspiegelt somit die Bauentwicklung der letzten zwei- bis dreihundert Jahre. Rückschlüsse auf das mittelalterliche Dorfbild sind deshalb nur mit grosser Vorsicht zu ziehen.

Auch im Dorfkern von Dornach sind die heutigen Häuser nicht älter als 500 Jahre und stammen frühestens aus der Zeit des Wiederaufbaus nach den Zerstörungen im Jahre 1499. So wird der Bau des Hauses an der Hauptstrasse 32 dendrochronologisch um das Jahr 1510 angesetzt (Hochstrasser 2003). Das Gebäude am Kohliberg 1 trägt die Jahrzahl 1548 (Eisenhut 1988, 237).

Auf einer Karte aus dem Jahre 1877 gruppieren sich in Oberdornach die Häuser ent-

lang der Hauptstrasse und südlich davon (Abb. 3). Nordöstlich der Häuserzeile entlang der Hauptstrasse liegen nur noch einige Gebäude am Kohliberg. Zum einen sind es die heute noch vorhandenen Gebäude Kohliberg 1, 3 und 5, zum anderen die teilweise abgerissenen Gebäude auf der anderen Strassenseite am Kohliberg 6, dem Ausgrabungs-ort. Weiter vom Dorfkern entfernt sind keine Gebäude verzeichnet. Diese Häuser nördlich der Hauptstrasse sind wohl alle neuzeitlich – wie das ins 16. Jahrhundert datierte Haus Kohliberg 1. Auf einem Plan des 17. Jahrhunderts (Abb. 2) sind nordöstlich der Kirche – im Gebiet des Kohlibergs 6 – keine Gebäude vermerkt.

Wenn wir davon ausgehen, dass vielleicht bereits im Mittelalter östlich der Hauptstrasse keine Häuser mehr standen, so befand sich das ausgegrabene Steingebäude am Kohliberg 6 an einer isolierten, auffallenden und privilegierten Stelle. Auch dass es an der vermuteten Verbindungsachse zwischen Dorf und Schloss lag und möglicherweise das einzige Gebäude zwischen Dorf und Schloss war, muss im Hinblick auf eine Deutung im Auge behalten werden.

Rekonstruktionsversuch und Vergleichsbeispiele zum Steingebäude

Es ist nicht einfach, zum Gebäude am Kohliberg 6 direkte Vergleiche zu finden. Dies liegt vor allem an der Quellenlage, existieren doch nur wenige Untersuchungen über (spät-)mittelalterliche Gebäude in Dörfern. Studien zum Steinbau im Mittelalter beziehen sich vor allem auf Stadthäuser und auf Burgen. Bei Arbeiten über ländliches Bauen ist besonders die Bauernhausforschung aktiv, doch reichen deren Ergebnisse selten ins Mittelalter zurück.

Die Befunde am Kohliberg gehörten zu einem grösseren Gebäudekomplex, betrugen doch die Ausmasse der Hofmauern mindestens 20×20 Meter. Die Mauer M4 mass vom Tor bis zur südwestlichen Gebäudeecke ungefähr 17 Meter. Falls das Tor in der Mitte der Westfront lag, müsste auch Mauer M10 noch 17 Meter nach Norden führen. Die nordwestliche Gebäudeecke käme so wenige Meter südlich der heutigen Kohlibergstrasse zu liegen, die möglicherweise bereits im Spätmittelalter vom Dorf zum Schloss Dorneck führte. Länger war die Mauer M10 ziemlich sicher nicht, da sie in der Baugrube unterhalb der ungefähr 20 Meter vom Tor entfernten heutigen Kohlibergstrasse nicht mehr zu erkennen war. Sie könnte aber durchaus auch kürzer als 17 Meter gewesen sein.

Die Hofmauern waren sehr massiv und könnten einige Meter Höhe erreicht haben. Auch die schmalere Mauern mit Breiten von 60

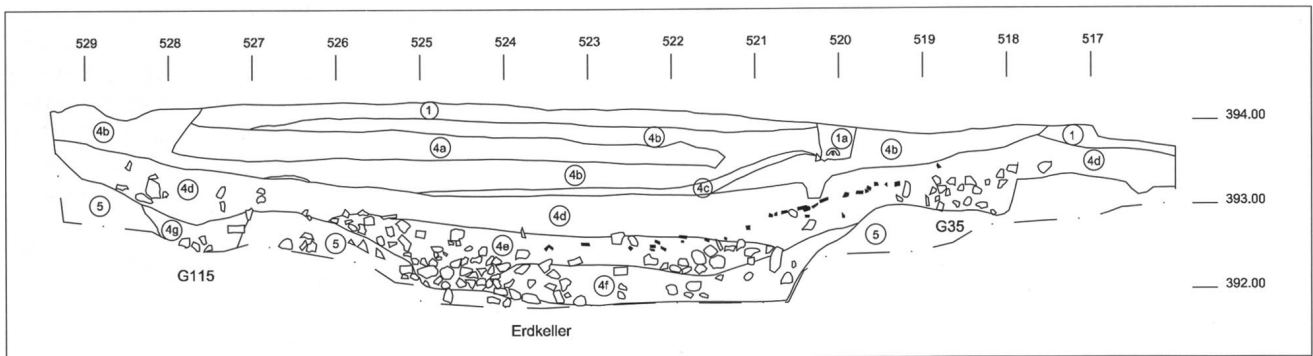


Abb. 18 Dornach/Kohliberg 6. Profil P26 durch den Erdkeller G34 und die beiden Traufgruben G35 und G115. **1** Humus; **1a** Leitungskanal; **4a–4c** (natürliche) Ablagerungen über G34; **4d** Verfüllung G34, dunkle Schicht, «Planie»; **4e** Verfüllung G34, Versturz M6, braun; **4f** Verfüllung G34, Versturz M6, grau; **4g** Verfüllung Traufgrube G115; **5** anstehender Lehm.

bis 80 Zentimetern trugen möglicherweise aufgehendes Mauerwerk. In Städten sind turmartige Steinbauten des 12. und des 13. Jahrhunderts mit Mauerstärken um 70 bis 90 Zentimeter bekannt (Baeriswyl/Gutscher 1995, 37). Nach Müller (2002, 64 u. Fussnote 94) sind Fundamentbreiten von 50 bis 80 Zentimeter und mehr typisch für Massivbauten – oder zumindest für massive Sockelzonen. Für einen Holzaufbau reicht ein schmaleres Fundament aus.

Es fällt auf, dass der Bauschutt über Trakt I 20–40 Zentimeter mächtig war, über Trakt II hingegen 40–50 Zentimeter. Westlich der Mauer M4 zeichnete sich der Schutt auf Höhe des Traktes I nur bis ungefähr 1,5 Meter von der Mauer entfernt ab (Abb. 12). Bei Trakt II hingegen lag viel Bauschutt bis 2 Meter von der Mauer entfernt, und auch in einer Entfernung von knapp 6 Metern fanden sich noch einzelne Bruchsteine, die wohl im Trakt II verbaut waren. Für Trakt I kann ein Bauschuttvolumen von ungefähr 15 m³, für Trakt II – unter Einbezug des Materials im Erdkeller G34 – ein solches von mindestens 30 m³ angenommen werden, bei einer Mauergeresamtlänge von ungefähr 25 Metern bei Trakt I und von 20 Metern bei Trakt II. Daraus lässt sich für Trakt II wohl ein höherer Ausbau in Stein postulieren als für Trakt I.⁷ Dafür spricht auch der schwächere Aufbau von Mauer M3. Wahrscheinlich bestand die Ostflucht von Trakt I aus einem niedrigen gemauerten Sockel und einem Aufbau aus Holz. Die nördliche Mauer M7 hingegen könnte zusammen mit der Hofmauer M4 und der Mauer M1 bis zu zwei Stockwerke hoch aus Stein aufgemauert worden sein. Trakt II in der Südwestecke könnte mindestens zwei Stockwerke in Steinbauweise und dazu einen Holzaufbau besessen haben. Im westlichen Teil des Erdkellers G34 war über dem Bauschutt (Schichten 4e u. 4f) in Schicht 4d eine Lage von Ziegelstücken zu erkennen (Abb. 18). Daraus lässt sich schliessen, dass zumindest Trakt II mit einem Ziegeldach ge-

deckt war. Möglicherweise war dieser Trakt über eine Treppe und eine Galerie zu erreichen. Ein solches Gebäude mit steinernem Unterbau, hölzernem Aufbau und Aussentreppe befand sich am Rennweg in Zürich (Abb. 19). Von Trakt III ist nur wenig erhalten, die Mauerstärken scheinen aber auf einen ähnlichen Aufbau wie Trakt II hinzuweisen. Ein sehr frühes Beispiel eines Steingebäudes in der Nähe einer frühen Kirche lieferten die Ausgrabungen in Lausen-Bettenach BL. Die Steinbauten I und II des 5./6. beziehungsweise des beginnenden 9. Jahrhunderts mit Ausmassen von bis zu 23×20 Metern bei Bau I werden entweder als Hofmauer mit peripherer Innenbebauung oder als Fundamente für Schwellbalken interpretiert. Bau II richtete sich nach der Kirche aus, die sich wiederum auf römische Gebäudereste bezog. Südlich von Bau II befand sich ein auffallend grosses Grubenhaus. Bau II wurde um 1100 aufgelassen. Für die Höfe von Bettenach wird ein hochgestellter Grundherr postuliert, möglicherweise gar eine Zugehörigkeit zum fränkischen Königsgut (Marti 2000, 271–276; Marti 2001, 184–188). Zwischen diesem Befund und demjenigen am Kohliberg bestehen einige Parallelen, wie das Steingebäude oder die Hofmauern von grossen Ausmassen, ein grosses Grubenhaus/Keller oder die Nähe zu einer frühen Kirche. Der Dornacher Befund ist jedoch einige Zeit später anzusetzen.

Ein Dorfbild des 12. bis 14. Jahrhunderts mit einem markanten Steinbau, der von Holzbauten umgeben war, zeigte die Wüstung Mévilier bei Court im Berner Jura. Dieses Dorf wird als Gewerbesiedlung interpretiert, deren Einnahmen so hoch waren, dass sie an Ort und Stelle vom bischöflichen Ministerialen kontrolliert werden mussten. Dieser residierte in einem 9×9 Meter grossen Wohnturm mit 120 Zentimeter starken Mauern (Kissling 2002, 76/77).

Überreste eines Hofes, der eine Mittelstellung zwischen Dorf und Burg einnahm, wur-

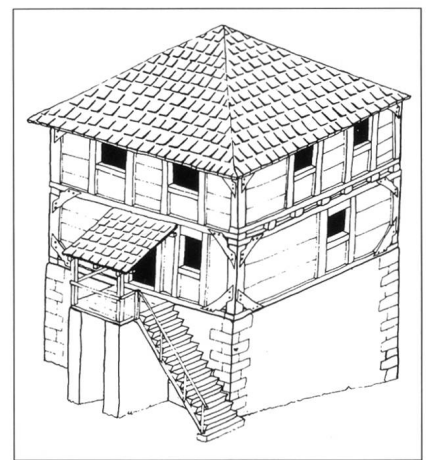


Abb. 19 Rekonstruktionszeichnung des Hauses «Pfeife» am Rennweg 5 in Zürich mit steinernem Erdgeschoss, hölzernem Aufbau in Ständerbauweise und hölzerner Aussentreppe zum Hocheingang. Nach Baeriswyl/Gutscher 1995, 38.

den im Schöffletenboden in der Nähe von Arisdorf BL entdeckt. Das Gebäude lag ausserhalb eines Dorfes. Einhäuptige Mauern bildeten ein in den Hang gebautes Kellergeschoss, über dem ein Fachwerkaufbau angenommen wird. Das Dach war mit Ziegeln gedeckt. Die Anlage wurde um 1340 durch einen Brand zerstört und stellte wahrscheinlich eine frühe Form eines Einzelhofes dar (Furger 1977, 347–382).

Das Gebäude am Kohliberg befand sich zu nahe beim Dorf, um als Einzelhof bezeichnet zu werden.⁸ Eine Deutung als Gutshof des Schlosses Dorneck kommt wiederum nicht in Frage, da es sich dafür zu weit von der Burg entfernt befand. Beim Gebäude am Kohliberg, das sowohl durch seine Lage an der Strasse vom Dorf zum Schloss wie auch durch seine Grösse und Beschaffenheit auffällt, wäre eine Deutung als Meierhof möglich. Im Spätmittelalter übten die Meier wichtige administrative Funktionen für den Grundherren aus. So sammelten sie die grundherrlichen Abgaben ein und standen dem Dorfgericht vor. Oft gehörten die Meier

zu den grössten Bauern im Dorf und genossen Sonderrechte und höheres soziales Ansehen. Viele niedere Adelige besaßen aus Geldmangel keine eigenen Burgen, sondern wohnten auf befestigten Herrenhöfen oder in Bauernhöfen mitten im Dorf (Christ 2001, 37/38). In Dornach sind 1418 Güter eines Grafen Simon und eines Grafen Bernhart sowie «Graff Wallraffs wingert» überliefert. Bei diesen «Gütern» handelte es sich aber in der Regel wohl um Landbesitz und nicht um die Wohnsitze dieser Grafen.⁹

Der spätmittelalterliche Erdkeller

Ausserhalb des Steingebäudes, südlich der Hofmauer M6, befand sich die Grube G34 mit Ausmassen von ungefähr 4×6 Metern (Abb. 18, 20–23). Diese Grube wird als Erdkeller interpretiert. Er war ungefähr 1 Meter in den anstehenden Lehm eingetieft und ziemlich genau West-Ost orientiert, also leicht von der Ausrichtung des Steingebäudes abweichend. Um die Kellergrube lag der Gehhorizont 60–80 Zentimeter tiefer als innerhalb des nördlich benachbarten Traktes II. Das Gelände war hier also leicht abschüssig. An den beiden Schmalseiten des Kellers befanden sich zwei Traufgruben, die das vom Dach abtropfende Wasser aufnehmen sollten (Abb. 20). Die westliche Traufgrube G35 war 50–90 Zentimeter breit und mindestens 3 Meter lang; das südliche Ende liess sich nicht genau festlegen. Sie verlief nicht parallel zur Grubenwand, sondern leicht gebogen und schräg, mit einer Abweichung von ungefähr 30° in östlicher Richtung. Die östliche Traufgrube G115 lag beinahe parallel zur Kellergrube, war ein wenig breiter als die westliche Grube G35 und mindestens 2 Meter lang. Beide Gruben waren ungefähr 40 Zentimeter in den anstehenden Boden eingetieft. In den Traufgruben wurde anscheinend schon während der Nutzungszeit des Erdkellers Unrat entsorgt. Im nördlichen Teil der Grube G115 kamen in einer Mulde im anstehenden Lehm Reste eines Tierskelettes, wahrscheinlich eines Hundes, zu Tage.¹⁰ Durch die Lage der beiden Traufgruben drängt sich für diesen Erdkeller eine Rekonstruktion mit Satteldach und First in Nord-Süd-Richtung auf. Bei einer solchen Konstruktion ergibt sich aber ein Problem für den Eingangsreich. Denn dieser befand sich in der Nordostecke des Kellers, am nördlichen Ende der Grube G115. Der Eingang läge so im rechten Winkel zum Dachfirst, und das Regenwasser würde auf die Eingangstreppe tropfen, da diese nur teilweise durch das Satteldach geschützt wäre.

In Profil P27 (Abb. 21) waren im anstehenden Lehm in Abständen von ungefähr 30 Zentimetern mehrere Stufen zu erkennen, die

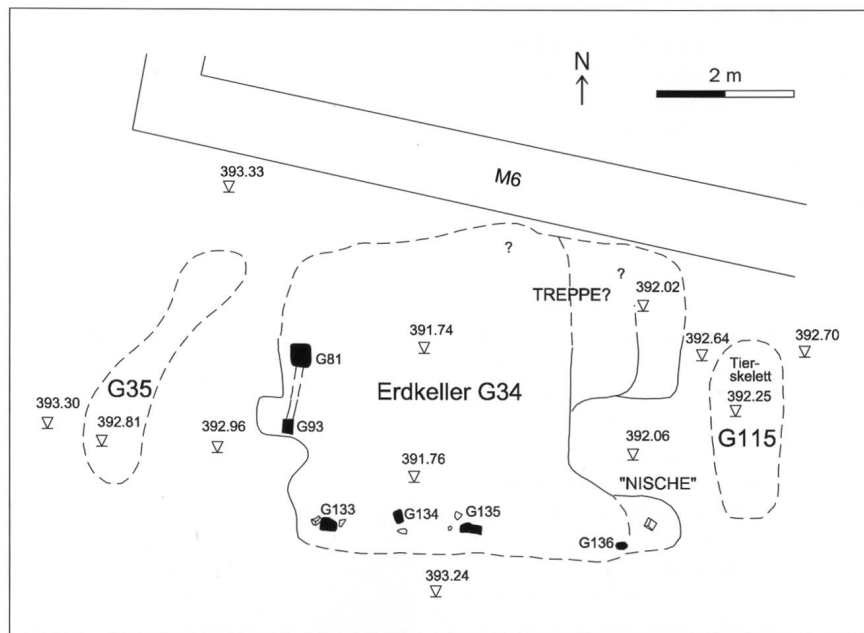


Abb. 20 Dornach/Kohlberg 6. Lage der Pfostenlöcher im Erdkeller G34 und der Traufgruben G35 und G115.

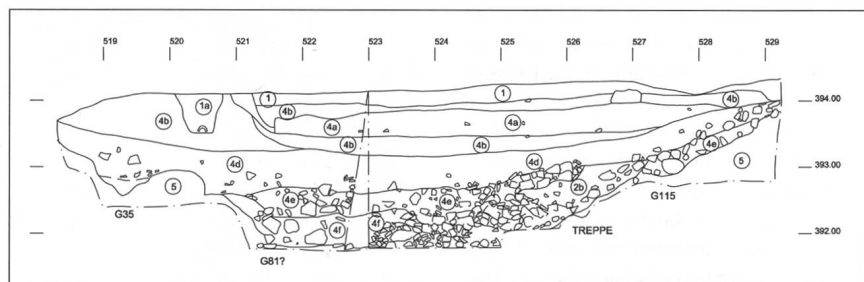


Abb. 21 Dornach/Kohlberg 6. Profil P27 durch den Erdkeller G34 und die beiden Traufgruben G35 und G115. Im Ostteil sind die Stufen im gewachsenen Boden zu erkennen. 1 Humus; 1a Leitungskanal; 2b Mörtelschicht; 4a und 4b (natürliche) Ablagerungen über G34; 4d Verfüllung G34, dunkle Schicht, «Planie»; 4e Verfüllung G34, Versturz M6, braun; 4f Verfüllung G34, Versturz M6, grau; 5 anstehender Lehm.

auf einer Länge von 2 Metern eine Höhendifferenz von ungefähr einem Meter überwand. In Profil P26 war bei Laufmeter 525 ein deutlicher Absatz im anstehenden Lehm auszumachen (Abb. 18). Dort befand sich die östliche Begrenzung der Grubensohle. Die Ost- und die Westwand waren nur leicht abfallend, die Nord- und besonders die Süd- wand hingegen beinahe senkrecht.

Der Keller war mit einer Holzwand verkleidet, oder die Erdwände wurden zumindest mit Hilfe von Pfosten zusätzlich geschützt und gestützt. Am südlichen Kellerrand befanden sich vier rechteckige Pfostengruben, die mit Keilsteinen gesichert worden waren (G133, G134, G135, G136). Die Südostecke mit dem Pfosten G136 scheint eine kleine Nische gebildet zu haben, denn der Pfosten befand sich weiter östlich als die unterste Stufe in Profil P26 (Abb. 18). An der Westwand fanden sich weitere Überreste einer Holz- aus-

kleidung. So lief vom ebenfalls rechteckigen 14×23 Zentimeter grossen Pfosten G93 ein 10 Zentimeter breites Balkengrübchen nach Norden, das genau auf ein weiteres Pfostenloch, G81, an der Westkante der Kellergrube zielte. In Profil P27 (Abb. 21) lagen an dieser Stelle einige waagrecht gelegte Steine, die als Unterlage zu einer Holzwand gedient haben könnten. Spuren dieser Wand oder einer anderen Holzkonstruktion sind auch in den auffallend vielen Holzkohlestücken auszumachen, die auf dem Gelniveau des Kellers und besonders in der Eingangszone gefunden wurden. Eventuell war diese Holzwand teilweise mit Lehm verstrichen, fanden sich doch vor allem in unteren Schichten des Kellers G34 einige grössere Fragmente gebrannten Lehm. Wie der Oberbau oder die Überdachung des Kellers aussah, oder ob er sich vielleicht innerhalb eines Holzgebäudes befand, ist unklar.

Verfüllung

Der Erdkeller G34 war mit sehr viel Mauer-schutt und Fundmaterial verfüllt. Der grösste Teil der spätmittelalterlichen Funde stammt von hier. Passscherben durch alle Auffüll-schichten hindurch belegen, dass die Verfüllung sehr rasch vor sich gegangen sein muss. Offensichtlich wurde nach der Zerstörung des Steingebäudes sehr viel Schutt – Baumaterial und Hausrat – in der Kellergrube entsorgt. Die nahe gelegene Hofmauer M6 rutschte beinahe auf der gesamten Länge des Erdkellers in diesen hinab (Abb. 22, Schichten 2a u. 2b). Dabei wurde auch anstehendes Material mitgerissen. Vielleicht wurde während oder nach der Zerstörung des Steingebäudes die Kellergrube absichtlich vergrössert, um die Mauer M6 zum Abrutschen zu bringen und um sie einfacher einreissen zu können. Darauf wurde der Keller mit weiterem Bauschutt und dem oben erwähnten Hausrat aufgefüllt (Schichten 4e u. 4f). Darüber folgte die Planierungsschicht 4d mit dunkelbraunem bis schwarzem siltigem Material, die zwar immer noch Bruchsteine enthielt, aber deutlich weniger als die Schichten 4e und 4f (Abb. 23). Schicht 4d wurde nur über dem Erdkeller – südlich der früheren Mauer M6 – eingebracht, da sich an dieser Stelle scheinbar ein Absatz im natürlichen Gelände befand. Die Oberfläche von Schicht 4d muss für eine gewisse Zeit ein Gehhorizont gewesen sein, fand sich doch in Profil P26 zwischen Laufmeter 526 und 527 eine Stelle mit verbranntem Lehm (Abb. 18). Darüber folgten die Schichten 4a–4c, die wahrscheinlich auf natürliche Weise entstanden sind, und die – im Vergleich zur restlichen Einfüllung – fast fundleer waren. Doch auch hier fanden sich noch einzelne Passscherben zu unteren Einfüllschichten. Diese oberen Schichten waren mehrfach durch neuzeitliche und moderne Eingriffe gestört.

Vergleichsbefunde und Rekonstruktionsversuch

Eine Kellergrube mit Holzverschalung fand sich bei Schesslitz im bayerischen Oberfranken. Dieser Keller mass ungefähr 6×3,6 Meter und war etwa 2 Meter in den anstehenden Kalkschotter und Lehm eingetieft. Die nördliche Längswand war senkrecht, und von Nordosten her führte eine etwa 1 Meter breite, rampenartige Treppe in den Keller. Es konnten schwache, unregelmässig in den anstehenden Boden eingearbeitete Tritte nachgewiesen werden. Hier wurde die Treppe als ausserhalb des eigentlichen Kellerraums liegend rekonstruiert. Zwei Pfosten direkt neben der Grubenwand wurden als Hinweise auf eine Holzverschalung gedeutet. Direkt über dem Nutzungshorizont befand sich ein

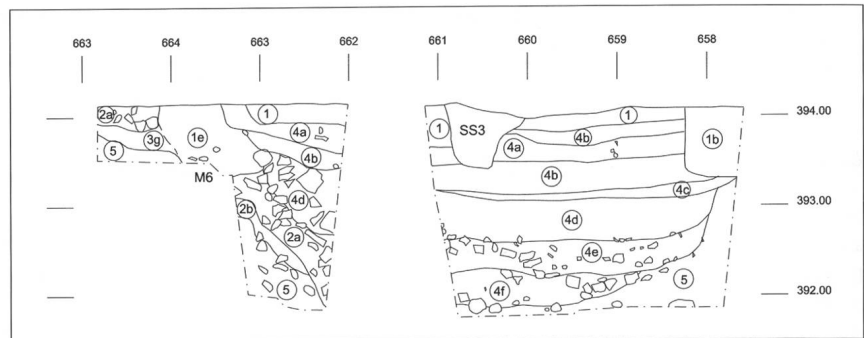


Abb. 22 Dornach/Kohliberg 6. Die Profile P16 und P22 durch den Erdkeller G34. Deutlich ist zu sehen, wie Mauer M6 in den Erdkeller abrutschte. **1** Humus; **1b** moderne Grube; **1e** moderne Mauerplünderung (M6); **2a** Mauerversturz; **2b** Mörtelschicht; **3g** Gehhorizont Trakt II; **4a–4c** (natürliche) Ablagerungen über G34; **4d** Verfüllung G34, dunkle Schicht, «Planie»; **4e** Verfüllung G34, Versturz M6, grau; **4f** Verfüllung G34, Versturz M6, grau; **5** anstehender Lehm.



Abb. 23 Dornach/Kohliberg 6. Blick von Nordwesten in den Erdkeller G34 an die Osthälfte von P26 (links) und die Südhälfte von P22 (rechts). Deutlich sind die mit Steinen durchsetzten Schichten 4e und 4f von der dunklen, steinlosen Schicht 4d zu unterscheiden. Darüber die hellen, natürlichen Ablagerungen 4a–4c.

breites Holzkohleband, das anhand der Funde auf eine Zerstörung durch Brand in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts schliessen liess. Verschiedene Pfostengruben neben dem Keller wiesen auf ein Holzgebäude hin, wobei nicht klar ist, ob dieses über oder neben dem Keller stand. Somit liess sich auch die Überdachung des Kellers nicht rekonstruieren (Herrmann 1993, 152–155). Ein 4,5×3,8 Meter grosser und mindestens 1,9 Meter tiefer Keller wurde in Winterthur gefunden. Er diente als Webkeller, wie deutliche Spuren der horizontalen Webstühle und besonders der Gruben für das Tretwerk sowie Gewebereste belegten. Zur Wandauskleidung und zum Zugang gab es keine Hinwei-

se; ungefähr in der Mitte des ursprünglichen Kellerbodens lag jedoch ein grosser flacher Stein, der als Widerlager der Deckenkonstruktion diente (Windler 1992, 141–146). In Frick AG wurden zwei Keller entdeckt: Keller 1 mass 3,5×4 Meter, der nördlich daran anschliessende Keller 2 war 4 Meter lang und mindestens 3 Meter breit. Die Nord- und die Ostwand von Keller 1 waren mit einer einhäutigen, gemörtelten Mauer aus Kalkbruchsteinen und Gerölln gesichert. Die West- und die Südwand wurden durch den anstehenden Mergel gebildet. Eventuell waren sie mit einer Holzwand verschalt. In der Nordostecke fand sich eine 1,5 Meter breite Rampe, in der noch die Negative der Holz-

balkenunterlage der mindestens 1,5 Meter langen Treppe zu sehen waren. Der Kellereingang war ursprünglich 1 Meter breit und von einem Türgewände aus Sandstein eingefasst. Direkt nördlich anschliessend folgte Keller 2, dessen Ost- und Nordwand mit einer Mauer eingefasst waren. Beide Keller waren mindestens 1,2 Meter eingetieft. Die Konstruktion des Aufbaues ist unklar, es kann aber davon ausgegangen werden, dass die Keller sich innerhalb eines Gebäudes befanden. Beide Keller fielen einer Brandkatastrophe zum Opfer, wie Holzkohleschichten direkt auf dem Kellerboden, Brandrötungen an Mauern und Mergelwänden sowie Brandspuren von heruntergefallenen Deckenbalken und stark verbrannte Funde belegten. Diese Zerstörung wird von den Ausgräbern mit den unruhigen Zeiten um die Schlacht bei Dornach im Jahre 1499 in Zusammenhang gebracht.¹¹

Für die Herrschaft Farnsburg gibt es schriftliche Belege von freistehenden Kellern aus dem 15. Jahrhundert. So sind in Wintersingen BL zwei Keller belegt, die erst in der frühen Neuzeit in die Häuser integriert wurden. Ein freistehender Keller in Läfelfingen BL gehörte dem Dorfwirt. Solche Keller dienten als Lager Räume oder für gewerbliche Tätigkeiten (Othenin-Girard 1994, 303/304).

Wie wir gesehen haben, lag bei den Kellern, deren Zugang rekonstruiert werden konnte, die Treppe ausserhalb des eigentlichen Kellerraumes. Wenden wir dies auf unseren Keller am Kohliberg an und sparen die Treppe aus, so würde der eigentliche Keller nur noch 4×4,2 Meter messen (Abb. 20). Dagegen spricht jedoch die Pfostengrube G136 ganz im Südosten, die ungefähr 1 Meter östlich der untersten Treppenstufe lag, und die eine minimale Länge der Südwand von 5 Metern bedingt. An dieser Stelle könnte sich eine Nische befunden haben, doch gibt es dazu keinerlei Parallelen. Als Wandauskleidungen sind Holz- oder Steinkonstruktionen überliefert; am Kohliberg gibt es nur Hinweise auf eine Holzverschalung. Unklar ist, wie die Bedachung, der Überbau des Erdkellers, aussah. Auszuschliessen ist, dass sich darüber ein weiterer Steinbau erhob. Der Keller befand sich so nahe an der Hofmauer, dass sein Dach möglicherweise an diese angebaut war.

Gehörte dieser Erdkeller G34 zur Anlage des Steingebäudes? Da beide zur selben Zeit in Gebrauch waren und sehr nahe beieinander lagen, ist davon auszugehen. Wieso wurde dann der Keller nicht innerhalb der Hofmauern angelegt? Möglicherweise könnte seine Funktion uns darüber Auskunft geben, aber weder die Befunde noch die Funde liefern dazu eindeutige Anhaltspunkte.

Funde	Gesamte Ausgrabung		Erdkeller G34		Anteil des Erdkellers an der Gesamtmenge
	in kg	in %	in kg	in %	
Keramik	33,4	25,0%	20,0	28,0%	60%
Ofenkeramik	30,9	24,0%	20,8	29,0%	67%
Glas	1,0	0,9%	0,2	0,3%	20%
Metall	11,8	9,0%	9,6	14,0%	81%
Knochen	31,3	24,0%	13,3	19,0%	42%
Schlacke	5,9	4,0%	2,1	3,0%	36%
Stein	5,4	4,0%	3,3	5,0%	61%
Baukeramik	2,1	2,0%	0,5	0,6%	24%
Terrazzo/Mörtel	8,1	6,0%	0,3	0,3%	4%
Hüttenlehm	1,0	0,9%	0,7	0,7%	70%
Diverses	0,5	0,2%	0,1	0,1%	20%
Total	131,4	100%	70,9	100%	54%

3. Die Funde

Einleitung

Die Ausgrabung am Kohliberg 6 erbrachte sehr reichhaltiges Fundmaterial, vorwiegend aus spätmittelalterlicher Zeit. Die wenigen Funde der früh- und hochmittelalterlichen Phase hat bereits Gutzwiller (1997) vorgestellt. Im vorliegenden Artikel werden nur die Funde aus dem Erdkeller G34 besprochen, der als geschlossener Komplex betrachtet werden kann.¹² Den grössten Raum einnehmen wird die Haushalts- oder Geschirrk Keramik, gefolgt von der Ofenkeramik, wenigen Glasfunden und einigen weiteren Kleinfunden. Aus finanziellen Gründen blieben die Metallfunde bis jetzt unrestauriert. Deshalb werden nur einzelne, besonders auffallende Stücke besprochen. Leider fehlten auch für die Bearbeitung des umfangreichen Tierknochenmaterials die Geldmittel. Besonders die Auswertung der Knochen aus dem Erdkeller könnte Aussagen zur Ernährungsweise und zur Sozialstruktur der letzten Bewohner des Anwesens am Kohliberg liefern.

Fundverteilung

Das Gesamtgewicht des Fundmaterials der Grabung Kohliberg 6 beläuft sich auf rund 132 Kilogramm. Die Keramik macht mit 49% fast die Hälfte davon aus (Abb. 24). Die Geschirrk Keramik übertrifft dabei mit 33,4 Kilogramm die Ofenkeramik mit 30,9 Kilogramm nur unerheblich. Knapp ein Viertel sind Tierknochen; die Metallfunde schlagen mit 9% zu Buche, während die Glasfunde knapp 1% ausmachen. Die restlichen 18% teilen sich Baukeramik, Schlacken, Steine, Mörtel und Hüttenlehm.

Mit 54% stammt knapp mehr als die Hälfte des Fundmaterials aus dem Erdkeller G34. Daraus ergibt sich eine deutlich grössere Funddichte als in den restlichen Grabungsflächen. Vor allem bei der Ofenkeramik und

beim Metall sind gewichtsmässig deutlich mehr Funde im Keller G34 zu verzeichnen (Abb. 24, Spalte 5). Aber auch die Geschirrk Keramik ist in der Grube G34 mit ungefähr einem Drittel mehr Gewicht vertreten. Die Tierknochen und Gläser hingegen überwiegen in den Grabungsflächen ausserhalb des Kellers G34.

Abbildung 24 (Spalten 3, 4) zeigt die Anteile der einzelnen Materialgruppen am Fundspektrum des Erdkellers G34. Die Geschirrk und die Ofenkeramik sind beinahe mit demselben Gewicht vertreten und machen zusammen 57% aus. Den nächstgrösseren Posten bilden mit 19% die Knochen, gefolgt von den Metallfunden mit 14%. Die vier wichtigsten Gruppen innerhalb des Kellers G34 machen somit 90% des Fundspektrums aus. Die anderen Materialgruppen sind aufgrund der kleinen Mengen zu vernachlässigen.

Geschirrk Keramik

Die Geschirrk Keramik lässt sich in Koch- und in Tafelgeschirrk unterteilen. Die Kochkeramik fällt durch die Langlebigkeit einzelner Formen auf. Dagegen sind bestimmte Typen bei der Tafelkeramik und bei den Vorratsbehältern sehr kurzlebig, was auf rasche Formveränderungen schliessen lässt, die auf Modeströmungen zurückzuführen sind (Keller 1999, 105). Bis ins 13. Jahrhundert herrschten in der Geschirrk Keramik einfache, kugelige Töpfe mit gewölbter und später gerader Standfläche vor. Im Laufe dieses Jahrhunderts weitete sich das Formenspektrum aus. Als neue Formen tauchten Bügelkannen, Dreibeingefässe, Henkelkrüge, Feldflaschen, Aquamanilen und Deckel auf. Zuvor wurden die entsprechenden Gefässformen wohl aus Metall oder Holz angefertigt.

Mittelalterliche Keramik darf nicht über grössere Distanzen miteinander verglichen werden, da die Formen stark regional variiert sind. Dornach liegt zwischen den beiden

Abb. 24 Dornach/Kohliberg 6. Aufteilung der Funde auf die verschiedenen Materialgruppen.

	Anzahl	in %	Anzahl reduzierend gebrannt
Töpfe	42	47 %	41
Bügelkannen	9	10 %	6
Dreibeingefässe	13	14 %	3
Schüsseln	7	8 %	2
Schalen	3	3 %	2
Lämpchen	5	5 %	4
Flaschen	1	1 %	0
Deckel	3	3 %	3
Unbestimmt	8	9 %	1
Total	91	100 %	62

Abb. 25 Dornach/Kohlberg 6. Geschirrkernik aus dem Erdkeller G34: Gefässtypen und Brandtechnik.

archäologisch gut erforschten Städten Basel und Laufen, und auch die Funde vieler Burgen der Region konnten als Vergleichsmaterial beigezogen werden.¹³ Denn wahrscheinlich gab es im Spätmittelalter keinen Unterschied zwischen «städtischer» Keramik und solcher aus Klöstern, Burgen und Dörfern (Flüeler 1992, 320/321). Doch es wird mit einer kurzen zeitlichen Verzögerung zu rechnen sein, bis sich Innovationen auf dem Land durchsetzten.

Gefässtypenspektrum

Mit mindestens 42 Exemplaren machen die Töpfe 47% der Geschirrkernik im Erdkeller G34 aus und überwiegen somit deutlich (Abb. 25). Als nächstgrössere Gruppen folgen mit 14% die Dreibeingefässe und mit 10% die Bügelkannen. Die Schüsseln machen 8% aus. Diese vier Gefässtypen stellen zusammen 79% des gesamten Spektrums. Weiter sind Schalen, Lämpchen, Flaschen und Deckel, alle mit Werten unter 5%, vertreten. Die restlichen 9% lassen sich nicht bestimmen.

Wird die anhand der Gefässmindestindividuenzahl erstellte Tabelle mit entsprechenden Gefässtypenspektren aus der Stadt Basel verglichen, lässt sich am ehesten eine Übereinstimmung mit der Keramik der Grabung Andreasplatz 7–12 feststellen, die vom Ende des 13. bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert. Hier machen die Töpfe 46% aus, die Dreibeingefässe 11%, die Bügelkannen 10% und die Schüsseln 7%. Das ergibt einen Anteil der vier grössten Gruppen von 74%, ähnlich den 79% im Dornacher Erdkeller. Den Rest teilen sich Lämpchen, Deckel, Sonderformen und Steinzeugbecher. Werden jedoch die einzelnen Gefässformen und -typen betrachtet, entspricht das Dornacher Spektrum am besten den Funden vom Spalenberg 12, von der Aeschenvorstadt 2 und von der Bäumleingasse 1–7. Diese Grabungen wer-

den von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts datiert. Die Töpfe machen hier 22–33% aus, die Dreibeingefässe 21–44%, die Bügelkannen 1–11% und die Schüsseln 3–24%. Dazu kommen, mit geringen Prozentanteilen, Henkeltöpfe, Doppelhenkelschüsseln, Deckel, Lämpchen und Sonderformen. Wir sehen, dass die Typenanteile bei ähnlich datierten Fundensembles auch innerhalb von Basel sehr stark schwanken. Allen drei Fundensembles gemeinsam ist gegenüber dem Kohlberg der deutlich geringere Anteil der Töpfe und der auffallend grössere an Dreibeingefässen oder an Schüsseln. Natürlich dürfen solche Typenspektren nicht unreflektiert übernommen werden, denn es müssen immer die verschiedenen Befundsituationen in Betracht gezogen werden. Als Anhaltspunkte sind solche Vergleiche jedoch durchaus wertvoll.¹⁴

Warenarten

Das gesamte Keramikmaterial besteht aus so genannter Irdenware. Irdenware ist porös und nicht wasserdicht; Flüssigkeit wird nach und nach aufgesogen. Um dies zu verhindern, wird das Gefäss in einem zweiten Brand glasiert. Die Brenntemperatur liegt meist um 1000°C. Der natürliche Eisen- oder Mangan-gehalt des Tones und die Brennatmosphäre bestimmen die Farbe des Scherbens (Mielke 1991, 238/239).

Zwei Drittel der Dornacher Gefässe sind in reduzierender Atmosphäre gebrannt worden. Dabei wird die Sauerstoffzufuhr während des Brandes gedrosselt und der Scherben weist vorwiegend graue und dunkle Farbtöne auf. Beim oxidierenden Brand hingegen wird ständig Sauerstoff zugeführt und der Scherben weist eine gelbe, beige, rote oder braunrote Farbe auf. Weiter kann während des Brandes die Atmosphäre wechseln, weil der Ofen nicht genug abgedichtet ist oder weil die Brenntemperatur durch Luftzufuhr absichtlich nach oben getrieben wird. Bei Gefässen, die auf diese Weise gebrannt werden, unterscheiden sich die Farbe des Mantels und des Kernes voneinander, weshalb diese Technik oft als «Wechselbrand» bezeichnet wird. Diese Brandtechnik verschwindet in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts; sie ist jedoch im Dornacher Material noch relativ häufig vertreten (Keller 1999, 106 und 112). Bis auf eine Ausnahme (Nr. 38) wurden alle Töpfe reduzierend gebrannt (Abb. 25, Spalte 3). Oxidierend gebrannte Töpfe tauchten in Basel wahrscheinlich erstmals gegen Ende des 14. Jahrhunderts auf, ab dem Ende des 15. Jahrhunderts waren sie mehrheitlich oxidierend gebrannt. Bei den Bügelkannen, den Schalen, den Lämpchen und den Deckeln

überwiegen im Dornacher Material die reduzierend gebrannten Gefässe, es kommen aber auch oxidierend gebrannte vor. Die oxidierend gebrannten und auf der Aussenseite im oberen Teil glasierten Bügelkannen waren eine technische Neuerung des ausgehenden 14. Jahrhunderts. Bei den Dreibeingefässen und den Schüsseln überwiegen im Erdkeller G34 die oxidierend gebrannten Gefässe deutlich. Die Dreibeintöpfe wurden ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts oxidierend gebrannt, kombiniert mit einer partiellen farblosen Glasur (Keller 1999, 106). Bei den Dreibeinpfannen und den Flaschen kommen in Dornach nur oxidierend gebrannte Gefässe vor.

Glasur, Glasurfarben

Nach dem Trocknen wird zuerst die Engobe, ein feingeschlammter Tonschlacker, auf das Gefäss aufgebracht. Danach kommt es erstmals in den Brennofen, normalerweise in oxidierender Atmosphäre. Als Nächstes trägt man die Glasur auf, eine pulvrige oder flüssige Substanz, oder man taucht das Gefäss darin ein. Die lokale mittelalterliche Keramikproduktion verwendete ausschliesslich Bleiglasuren. Das Blei als Flussmittel sollte die Brandtemperatur herabsetzen. Des Weiteren bestand die Glasur aus Quarzsand und aus den farbgebenden Metalloxiden. Anschliessend wird das Gefäss im so genannten Glattbrand bei Temperaturen um 1000°C bis 1050°C ein zweites Mal gebrannt. Dabei schmilzt der Glasurbrei, um beim Abkühlen zu einer festen glasigen Masse zu erstarren. Je dicker die Glasur aufgebracht wird, desto intensiver wird die Farbe. Durch die meist weisse Engobe erscheint die Farbe der Glasur kräftiger und leuchtender. Neben diesem farblichen Ziereffekt bezweckte die Glasur, die ansonsten poröse Irdenware wasserundurchlässig zu machen, denn sie bildete eine glatte und dichte Oberfläche. Ausserdem liess sich ein glasiertes Gefäss einfacher reinigen. Die frühesten glasierten Gefässe wiesen nur eine Aussenglasur auf. So wurden ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Aquamanilen aussen glasiert, um den Eindruck eines Metallgefässes zu erwecken. Innenglasuren kamen erst ab der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf, vor allem bei Dreibeinpfannen und Schüsseln. Erst in der frühen Neuzeit wurden Gefässe doppelseitig glasiert (Kaltwasser 1995, 31; Keller 1999, 137–146). Im Elsass war glasierte Irdenware bereits im 13. Jahrhundert bekannt.¹⁵ Die Engobe unter der Glasur erschien in der Region Basel ab dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts (Kamber 1995, 97).

In der Geschirrkernik vom Kohlberg machen die farblos glasierten und die über einer

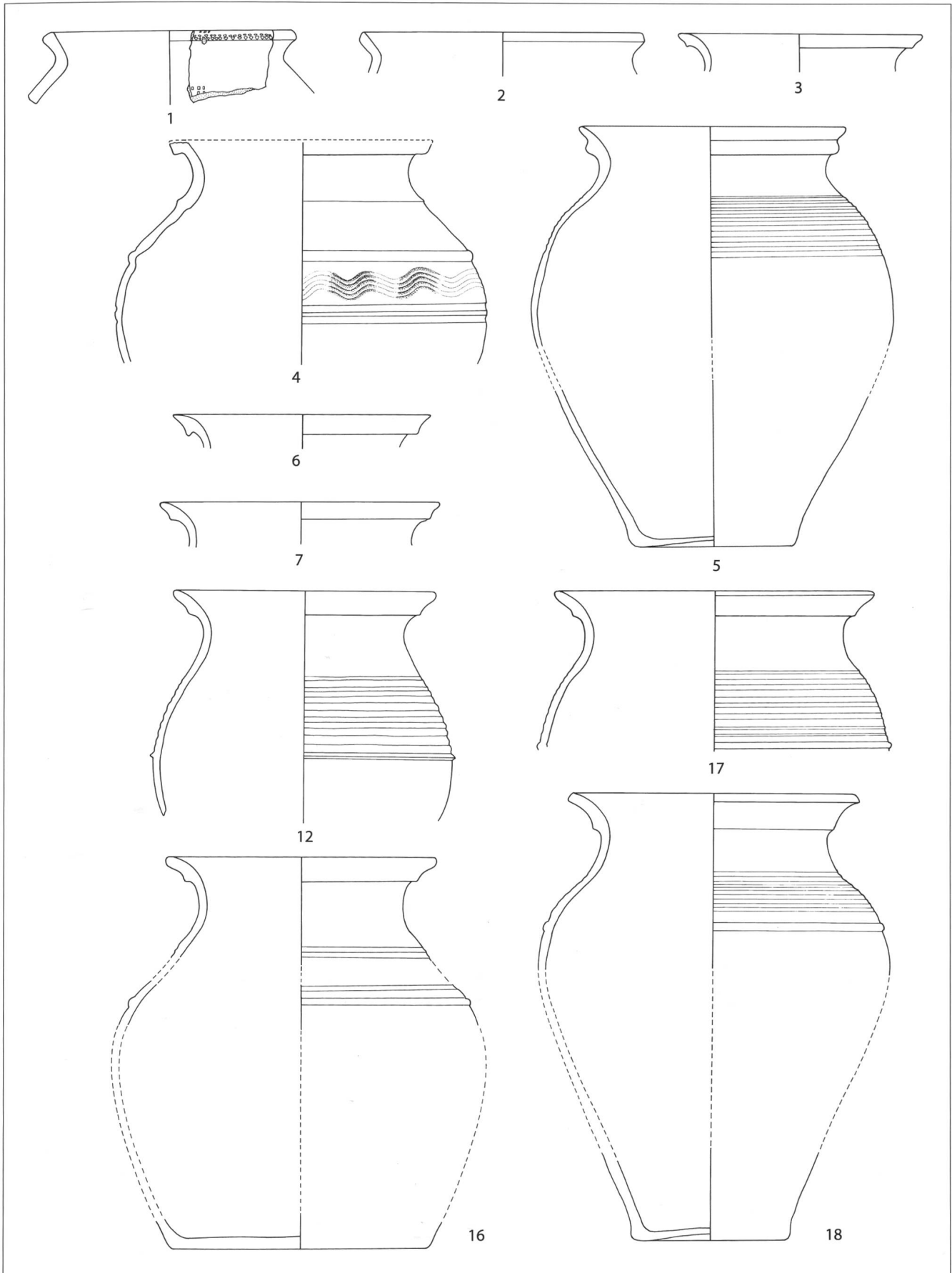


Abb. 26 Dornach/Kohliberg 6. 1–7, 12, 16–18 Töpfe, reduzierend gebrannt. M 1:3.

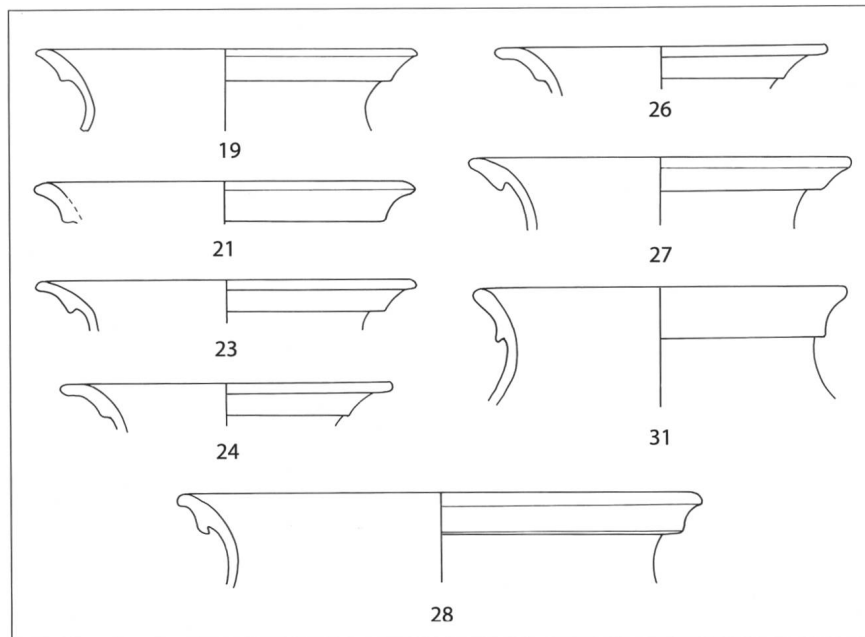


Abb. 27 Dornach/Kohlberg 6. 19, 21, 23/24, 26–28, 31 Töpfe, reduzierend gebrannt. M 1:3.

weissen Engobe grün glasierten Gefässe bei weitem den grössten Teil aus. Farblos glasiert sind vor allem Dreibeintöpfe, die als reine Kochgefässe keine farbige Glasur als Zierde benötigten. Die Gruppe der engobierten und grün glasierten Gefässe besteht aus Schüsseln, kleinen Dreibeinpfännchen und Bügelkannen, die als Tafelgeschirr eingesetzt wurden. Die meisten dieser Gefässe weisen eine leuchtende, sattgrüne Glasur auf. Eine dunkle, olivgrüne Glasur haben der einzige glasierte Topf des ganzen Fundensembles (Nr. 39) sowie die beiden Dreibeintöpfe, die nicht farblos glasiert sind (Nrn. 79, 80). Alle drei Gefässe sind reduzierend gebrannt. Weiter kommen Gefässe mit olivgelber Glasur (Nr. 118), farbloser Glasur über gelber Engobe (Nr. 112) oder brauner Glasur über weisser Engobe vor (Nr. 88).

Gefässformen

Töpfe (Abb. 26–28)¹⁶

Wie bereits erwähnt, machen die Töpfe mit 42 Exemplaren den weitaus grössten Anteil der Geschirrkemik aus. Im vorwiegend mit spätmittelalterlichem Material verfüllten Erdkeller G34 wurden auch einige ältere Stücke gefunden. Dazu gehört der Schrägrandtopf Nr. 1 mit Rädchendekor auf der Randlippe und auf der Schulter. Er wird ins 9. Jahrhundert datiert. Zu den wenigen Töpfen ohne Karniesrand gehören auch Nr. 2 mit einem trichterähnlichen Rand und Nr. 3 mit einem kleinen Leistenrand, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts datiert wird. Diese beiden Töpfe stammen von der Grubensohle. Möglicherweise gehören sie zum «Bauhori-

zont» des Kellers G34. Das Randprofil von Nr. 4 ist nicht vollständig erhalten, es dürfte sich jedoch ebenfalls um einen Leistenrand gehandelt haben. Der Ton ist hellgrau bis grau mit feiner Magerung, die an die Oberfläche tritt; der Topf ist mit einem Wellenband verziert. Eine Übergangsform zu einem Karniesrand zeigt Nr. 5. Dieser Rand wirkt, wie wenn einem Trichterrand eine Horizontalleiste aufgesetzt worden wäre. Im Profil betrachtet sieht er wie ein flauer Karniesrand aus. Der Topf ist mit einem Riefenband mit breiten, flachen Riefen verziert. Auffallend ist auch die Magerung. Auf der Aussenseite und im Randbereich der Innenseite ist der Topf schwarz gefärbt. Die restliche Innenseite ist rotbraun. Hier fallen zahlreiche rostbraune Magerungspartikel aus Ziegel- oder Keramikschrot auf, was im gesamten Fundmaterial sonst nicht mehr beobachtet wurde. Einen Grenzfall zwischen Leisten- und Karniesrand bildet der Topf Nr. 6, mit einem durchgehend grau gebrannten Scherben mit dunklerem Mantel.

Die restlichen Töpfe haben allesamt einen Karniesrand. Diese Randform überwiegt im Keller G34 mit einem Anteil von 87% sehr deutlich. Tendenziell lässt sich sagen, je ausgeprägter ein Karniesrand, desto jünger ist er. Flauere Karniesränder zeigen die Nrn. 7–15, und auch die Nrn. 16–18 sind eher den flauen Karniesrändern zuzurechnen, doch ist bei diesen der Dorn schärfer geschnitten und ein wenig mehr von der Wandung abgesetzt. Die Ränder sind auch länger ausgezogen, besonders bei Nr. 18 ist dies auffallend. Die Lippe ist aussen schräg abgestrichen und der Rand

deutlich ausgebogen. Ohne Parallelen im vorliegenden Material ist hier auch die Warenart. Aussen ist der Topf grau mit feiner Oberfläche, innen ist die Wandung hellbeige, und die Magerung tritt spürbar an die Oberfläche. Weiter kommen zwei Töpfe vor mit abgesetzter Lippe und Dorn, so dass der Eindruck entsteht, der Rand werde von zwei Horizontalleisten eingefasst. Beide besitzen einen grauen Mantel, bei Nr. 19 ist der Kern grau, bei Nr. 20 rotbraun. Ähnlich ausgeprägt, aber dicker sind die Ränder der Nrn. 21 und 22, schwach unterschritten die Ränder der Nrn. 23–25. Der graue Topf Nr. 26 mit sehr feiner Oberfläche zeigt bereits einen deutlich geschnittenen und horizontal ausgebogenen Dorn. Die Nrn. 27–34 sind alle mehr oder weniger stark unterschritten. Einzig bei Nr. 27 ist der Rand aussen nicht gekehrt, sondern senkrecht, mit einer leichten Verstärkung der Lippe. Die anderen unterschrittenen Karniesränder sind alle gekehrt und relativ stark ausgebogen. Meist ist auch die Lippe aussen schräg abgestrichen (Nrn. 28, 30); bei Nr. 28 ist der Dorn zusätzlich zum Unterschneiden schräg abgestrichen. Bei den Nrn. 31–33 bildet die abgerundete Randlippe auf der Innenseite einen kleinen Wulst.

Der grosse Topf Nr. 34 fällt mit einer Höhe von fast 30, einem inneren Mündungsdurchmesser von 20 und einer grössten Breite von 25 Zentimetern aus dem Rahmen. Der Mantel ist dunkelgrau bis schwarz, der Kern rötlich braun. In der Zone des Schulter-/Halsumbruchs verläuft eine Horizontalleiste. Darunter folgt ein schmales Riefenband, das ein wenig oberhalb der grössten Breite wiederum von einer Horizontalleiste abgeschlossen wird. Ein mit 36 Zentimeter Mündungsdurchmesser und 52 Zentimeter maximaler Breite noch viel grösserer Topf wurde bei der Burg Neuenstein im Laufental gefunden. Zwei weitere Töpfe, die vom Mündungsdurchmesser her besser zu Nr. 34 passen, von denen jedoch nur die Ränder erhalten sind, sind aus grauem, hartem Ton gefertigt. Diese drei grossen Töpfe werden gegen Ende des 14. Jahrhunderts und ins 15. Jahrhundert datiert (Bader/Wild 1998, 44–47, A10, A20 und A21). Von Nr. 35 sind ebenfalls grössere Teile der Wand erhalten. Der leicht unterschrittene Rand biegt fast horizontal aus, bis über die grösste Weite der Wandung hinaus. Die Wandung, mit scharf geschnittenen Rillen und Horizontalleiste verziert, erweckt den Eindruck eines langgezogenen, schmalen Topfes, zu vergleichen mit den Ende des 15. Jahrhunderts und bereits ins 16. Jahrhundert datierenden Töpfen Keller Typ 7–9 aus Basel (Keller 1999, 61–63). Der Dornacher Topf wurde aber im Gegensatz zur Mehrzahl der Basler Töpfe reduzierend gebrannt.

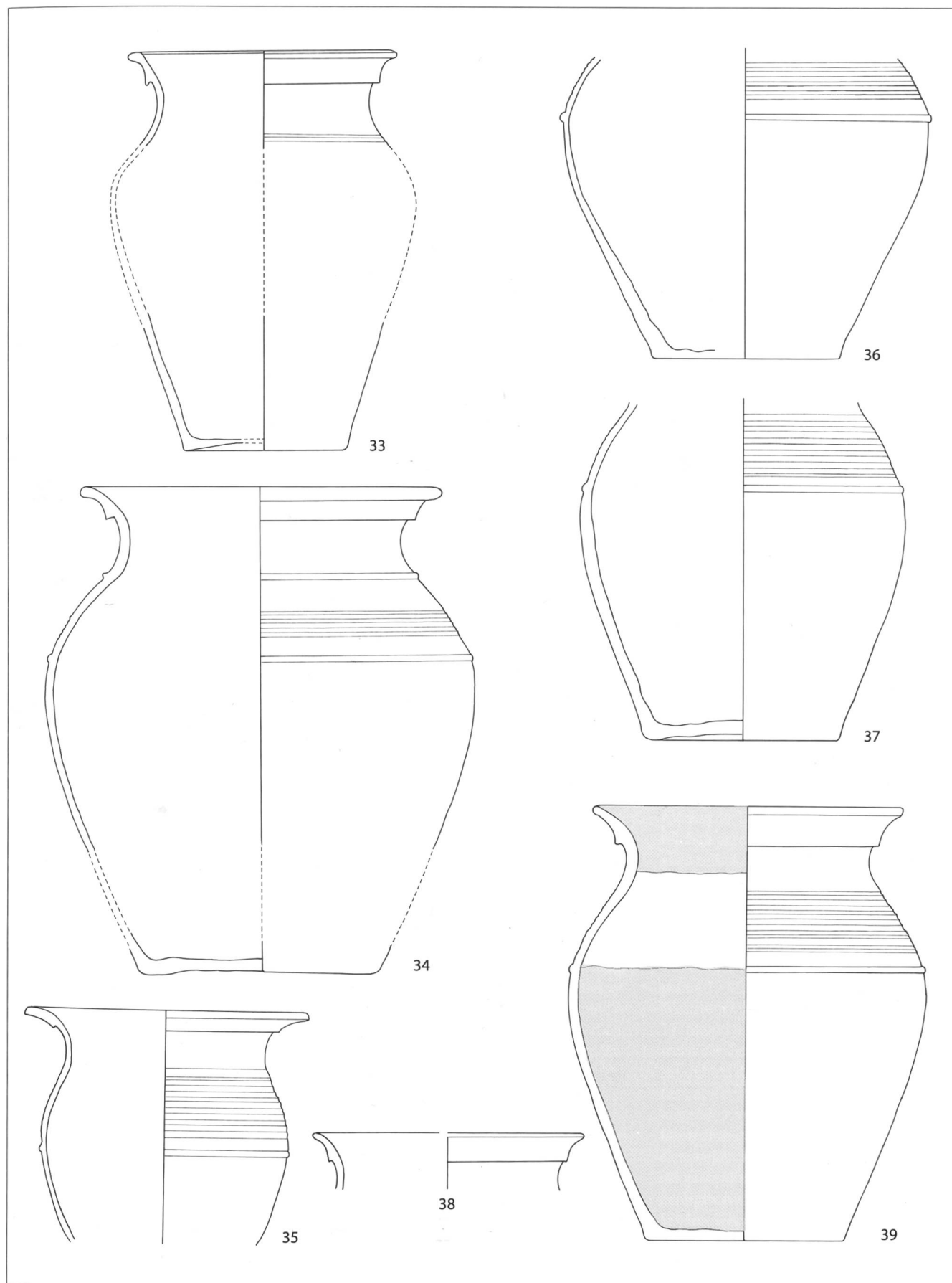


Abb. 28 Dornach/Kohliberg 6. **33–37** Töpfe, reduzierend gebrannt; **38** Topf, oxidierend gebrannt; **39** glasierter Topf. Glasur grau hinterlegt. M 1:3.

Nur einer der 42 Töpfe ist oxidierend gebrannt (Nr. 38). Er weist einen ausladenden, leicht unterschrittenen Karniesrand auf; der Scherben ist von heller, rotbrauner Farbe mit einer hellbeigen Oberfläche. Wie erwähnt, tauchten oxidierend gebrannte Töpfe in der Region Basel gegen Ende des 14. Jahrhunderts auf. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts und zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurde die Mehrheit der Töpfe oxidierend gebrannt (Keller 1999, 106). Bis zu diesem Zeitpunkt waren die reduzierend gebrannten Töpfe in Basel zwar in der Überzahl, jedoch nicht in einem solch auffallenden Verhältnis wie in Dornach.

Nur der Topf Nr. 39 ist glasiert. Er ist auch der einzige, dessen gesamtes Profil rekonstruiert werden kann (Abb. 28). Das Gefäss wurde innen olivgrün bis braun glasiert. Die Glasur wurde am Rand, am unteren Teil der Wandung sowie am Boden angebracht. Beim Auftragen der Glasurmasse – oder vielleicht sogar beim Glattbrand selbst – lag das Gefäss offensichtlich waagrecht. Die Glasur am Boden weist nämlich parallel verlaufende, dunkle Striemen auf, die quer zur Gefässachse von einer Wand zur anderen führen. An der Wand verlaufen diese Striemen entsprechend parallel zum Boden. Auf der Aussenseite sind Glasurflecken zu erkennen, die ebenfalls parallel zum Boden verlaufen – und nicht senkrecht, wie man das eigentlich erwarten würde.

Im spätmittelalterlichen Fundmaterial aus Basel sind nur wenige Henkeltöpfe mit Innenglasur aufgeführt, innen glasierte Töpfe gibt es gar keine (Keller 1999, 53.3+4, 61.7–9). Im Augustinereremitenkloster in Freiburg im Breisgau gibt es zwar neben glasierten Henkeltöpfen auch glasierte Töpfe, doch sind diese oxidierend gebrannt und entweder innen oder beidseitig glasiert. Die Glasurfarbe ist nicht angegeben und die Profile haben keine Ähnlichkeit mit unserem Stück (Kaltwasser 1995, 26 und Taf. 10.1–3). Neben der Glasur weist Nr. 39 weitere hervorstechende Merkmale auf. Die Scherbenfarbe ist grau, die äussere Oberfläche hingegen zeigt eine braungraue Farbe, die sonst nirgends so auftaucht. In der dunklen Oberfläche fallen feine, weisse Magerungsteilchen auf. Der Topf hat einen ausladenden Karniesrand, dieser ist leicht unterschritten und der Dorn ein wenig nach oben gebogen. Zu dieser Randausbildung findet sich im Dornacher Material keine Entsprechung. Ein wenig oberhalb des breitesten Durchmessers befindet sich eine Horizontalleiste. Darüber liegt ein Rillenband, dessen Rillen – mit Ausnahme der drei obersten – sehr tief und deutlich geschnitten sind. So scharf geschnittene Rillen sind im Kohliberg-Material relativ sel-

ten. In der Form entspricht der Topf Nr. 39 dem Typ 6 nach Keller, der von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis ins beginnende 16. Jahrhundert datiert (Keller 1999, 61/62).

Als Dekor kommt auf den Töpfen des Erdkellers G34 ein Rädchenmuster aus kleinen Quadrätchen auf dem aus älteren Schichten umgelagerten Topf Nr. 1 vor. Bei Nr. 4 handelt es sich um einen Topf mit Leistenrand, zwei Horizontalleisten, oder eher Horizontalwülsten auf der Schulterpartie. Darunter folgt ein vierzeiliges Wellenband, das unten ungefähr an der Stelle des breitesten Topfdurchmessers von zwei breiten, tiefen Rillen abgeschlossen wird. Ein ähnlicher Dekor und eine passende Warenart findet sich bei einer Henkelflasche aus dem Breisgau, die ins 14. Jahrhundert datiert wird (Flüeler 1992, 328). Wellenlinien tauchten bereits ab dem 10. Jahrhundert regelmässig auf Töpfen auf. An den Basler Töpfen kamen sie vor allem in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vor (Bader/Wild 1998, 24; Keller 1999, 152).

Den weitaus grössten Teil der Verzierungen machen hingegen Rillen- oder Riefenbänder aus.¹⁷ Oft sind die Konturen der Riefen/Rillen abgeschwächt und verstrichen, was wohl auf ein Überarbeiten des Topfes nach dem Anbringen des Dekors zurückzuführen ist (Bader/Wild 1998, 23). Bei allen Töpfen mit Karniesrändern, bei denen grössere Teile der Wandung noch erhalten sind, kommt ein solches Riefenband vor (Nrn. 5, 12, 16–18, 33–37, 39). Die Riefen finden sich in der Regel auf der Schulter, darunter schliesst an der Stelle des breitesten Durchmessers eine Horizontalleiste an. Davon weichen die Töpfe Nr. 5, der überhaupt keine Horizontalleiste aufweist, sowie Nr. 34, dessen Riefenband oben und unten von einer Leiste eingeschlossen wird, ab. Nach Keller (1999, 150) wurden vom ausgehenden 13. bis ins 15. Jahrhundert die Schulterzonen mit Riefen verziert, später fanden sich nur noch einzelne Riefen an der Stelle des grössten Gefässdurchmessers. Riefen an dieser Stelle sind jedoch bei keinem unserer Töpfe nachzuweisen. Leisten als Verzierungselement auf Töpfen traten erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sowie im beginnenden 15. Jahrhundert auf. Zeitgleich tauchte die Kombination von Leisten- und Riefendekor auf, die sich besonders in der ersten Hälfte und in der Mitte des 15. Jahrhunderts grosser Beliebtheit erfreute (Keller 1999, 106; 150–153).

Die meisten Töpfe sind nur noch anhand der Ränder zu identifizieren. Jedoch können die spätmittelalterlichen Randformen allein nicht viel zu einer chronologischen Einteilung beitragen. Es müssen die gesamten Profile, die Gesamtform, betrachtet werden (Bader/Wild 1998, 23, Anm. 100). Der grösste

Durchmesser befindet sich bei allen Töpfen in der oberen Gefässhälfte, bei Nr. 5 fast in der Mitte des Topfes. Es gibt breitere Formen, wie die Nrn. 34 und 36, oder schlanke, wie die Nrn. 35 und 37. In Basel ist eine Entwicklung von rundlich wirkenden Töpfen mit Leistenrand im 13. und 14. Jahrhundert zu gestreckten, schulterbetonten Töpfen mit Karniesrand im 15. Jahrhundert festzustellen. Grundsätzlich können fast alle unsere Profile zu den Typen 5 und 6 nach Keller (1999, 61–63) gezählt werden, die ins 15. Jahrhundert datieren, wobei Typ 6 vom späteren 15. bis ins beginnende 16. Jahrhundert laufen kann. Bezeichnend für diese Typen ist eine Horizontalleiste an der Stelle des grössten Bauchumfanges. Diese ist nur bei Nr. 5 nicht vorhanden, einem Topf, der, wie bereits erwähnt, auch sonst aus dem Rahmen fällt. Typ 6 unterscheidet sich von Typ 5 vor allem durch eine spitzere Ausführung des Dornes. Dies lässt sich gut bei Nr. 39 erkennen. Nr. 35 mit seinem fast horizontal ausgebogenen Rand und seinem sehr hoch gelegenen Schwerpunkt entspricht wohl Typ 7, datierend ans Ende des 15. und ins beginnende 16. Jahrhundert (Keller 1999, 60–63). Auch die Bodenscherben, die mit Teilen der Wandung erhalten sind, deuten eher auf hochgestreckte denn auf gerundete Formen hin (unter anderem Nrn. 53 und 54).

Bügelkannen (Abb. 29)

Bügelkannen kamen im gesamten süddeutschen Raum vor und gehörten in der Region Basel von der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis ins 15. Jahrhundert zum festen Bestandteil der Geschirrkemik. Sie dienten wohl für den Wassertransport vom Brunnen zur Küche und waren mit einer Ausgusstülle im oberen Wandungsteil versehen, die ein Überschwappen oder Ausfliessen der Flüssigkeit verhindern sollte. Damit man sie besser tragen konnte, wurde der Tragbügel quer über die Gefässmündung gespannt, meist im rechten Winkel zur Ausgusstülle (Tauber 1985, 200). Die ältesten Formen wiesen einen Leistenrand, Riefendekor und einen flachen Bandhenkel mit Kerbdekor auf. Im Laufe des 13. Jahrhunderts wurden die Henkel vermehrt rundoval (Keller 1999, 73).

Die Bügelkanne Nr. 40 weist einen gekehlten, aber ansonsten unverzierten Bandhenkel, eine trichterförmige Randpartie, ein Riefenband an der hochliegenden Schulter sowie eine schräg gekerbte Horizontalleiste auf der Höhe des grössten Gefässdurchmessers auf. Der Mantel ist grau gebrannt, der Kern hellgrau. Die Gesamtform entspricht einer Bügelkannenform aus Basel, die ins ausgehende 14. und beginnende 15. Jahrhundert datiert wird. Bei den Stücken aus Basel sind die

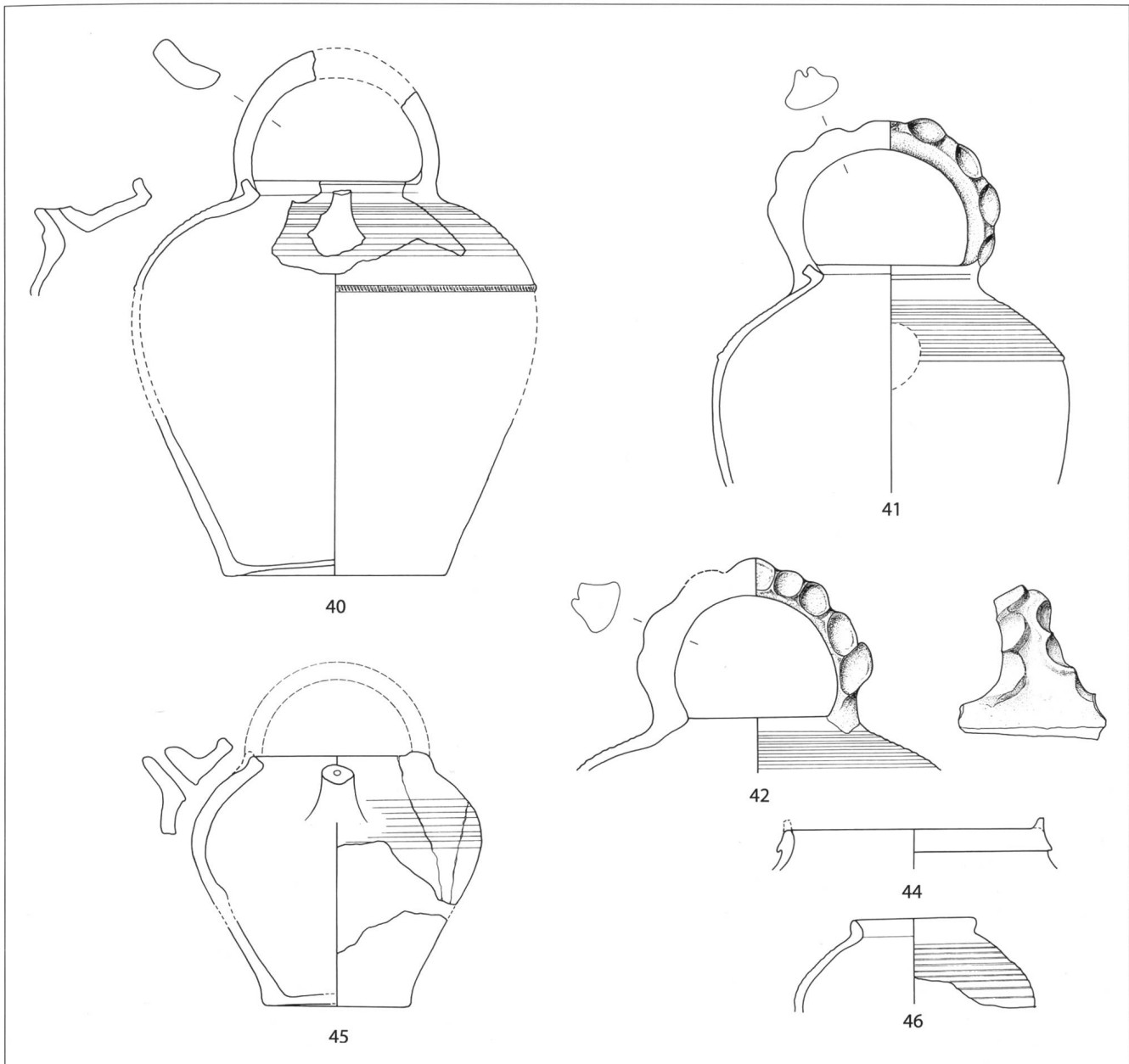


Abb. 29 Dornach/Kohlberg 6. 40–42, 44 unglasierte Bügelkannen; 45/46 glasierte Bügelkannen. M 1:3.

Henkel jedoch mit Druckmulden versehen (Keller 1999, 74, Typ 3).

Auch in Dornach gibt es zwei Gefässe mit parallel angeordneten Druckmulden auf dem Henkel. Die Bügelkanne Nr. 41 hat ebenfalls einen leicht trichterförmigen Rand sowie ein Riefenband auf der Schulter und eine Horizontalleiste auf dem Bauch, die beide durch den Ausguss unterbrochen werden. Der Ton ist sehr ähnlich wie bei Nr. 40, das Gefäss wirkt aber insgesamt dunkler. Die Bügelkanne Nr. 42 hingegen zeigt einen grauschwarzen Mantel mit rotbraunem, grob gemagerem Kern. Der Ansatz des trichterförmigen Randes ist am Henkel zu erkennen. Auf dem Henkel von Nr. 42 sind neun Druckmuldenpaare angebracht, auf jenem von Nr. 41 da-

gegen nur sieben. Sie liegen deutlich weiter auseinander. Dies ist ein Merkmal der Bügelkannen des 15. Jahrhunderts (Keller 1999, 75).

Nr. 43 ist ein Henkelfragment mit Randansatz einer weiteren Bügelkanne. Am gekehlten Henkel ist noch der Ansatz einer schwachen Druckmulde zu erkennen. Ein spezielles Stück ist Nr. 44, gefertigt aus grauem Ton mit hellerem Mantel und mittlerer Magerung. Diese Bügelkanne ist mit einem karniesartigen Rand versehen, der in den Ansatz eines Henkelchens übergeht. Ein ähnliches, bisher einmaliges Stück aus Basel wird ins ausgehende 13. oder beginnende 14. Jahrhundert datiert (Keller 1999, 75 u. Tafel 18.8).

Alle unglasierten Bügelkannen wurden in reduzierender, die glasierten hingegen in oxidierender Atmosphäre gebrannt. Die glasierten Bügelkannen sind deutlich kleiner und zierlicher als die unglasierten. Sie könnten – ähnlich wie die Aquamanile – bei Tisch zum Waschen der Hände gebraucht worden sein. Recht viel erhalten ist von der Kanne Nr. 45. Sie hat einen sehr kurzen Rand, der innen schräg abgestrichen ist, sowie eine Riefenbandzier auf der Schulter, die jedoch von der Glasur überdeckt wird und kaum mehr zu sehen ist. Horizontalleiste ist hier keine vorhanden. Im oberen Gefässteil wurde eine weisse Engobe fleckenartig aufgetragen, die dann nach unten floss. Darüber ist eine grüne Glasur aufgebracht, die gegen unten mehr

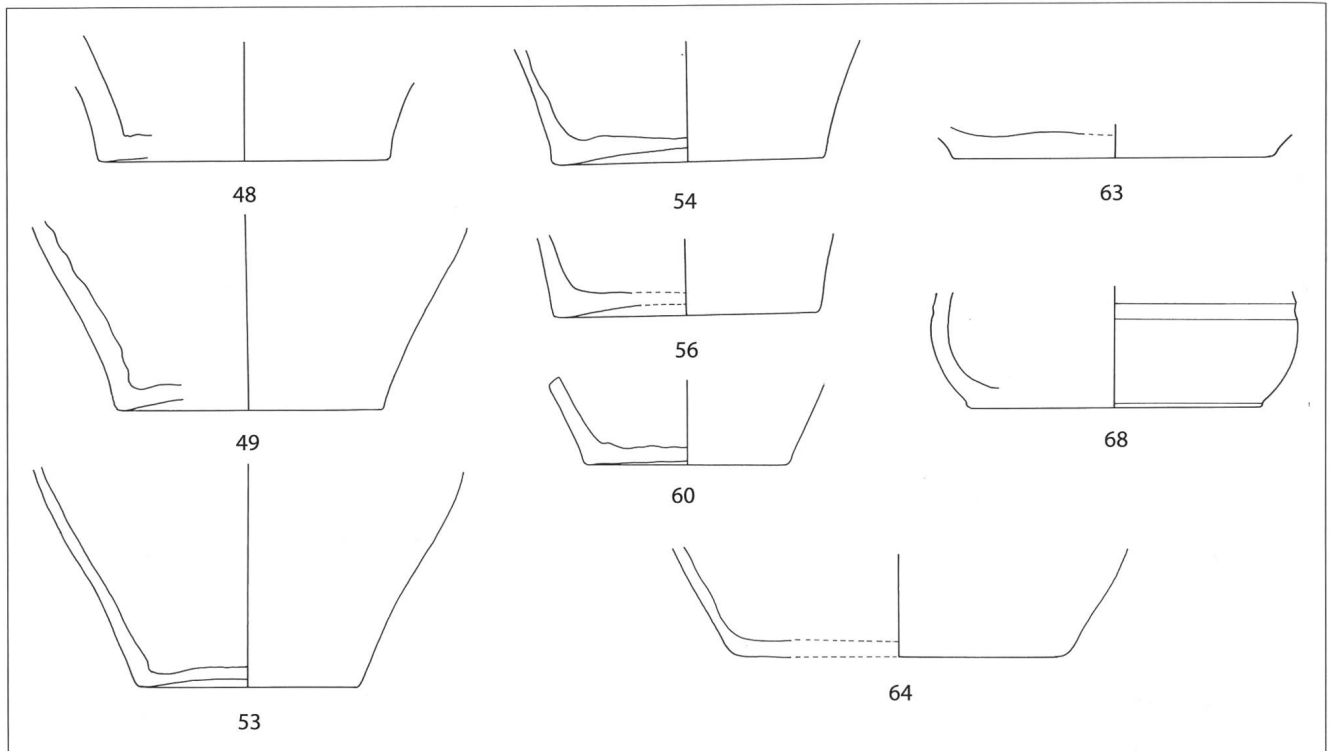


Abb. 30 Dornach/Kohlberg 6. 48/49, 53/54, 56, 60, 63/64, 68 Bodenscherben von Töpfen oder Bügelkannen. M 1:3.

und mehr ausdünnt und im unteren Wandungsteil nur noch in vereinzelten Flecken vorkommt. Die Glasur wirkt aufgespritzt und sehr «fleckig». Die Gefäßform entspricht sehr gut dem Typ 3 nach Keller (1999, 74), der in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts datiert wird.

Eine von der Form her ähnliche, glasierte Bügelkanne ist Nr. 46. Hier ist jedoch nur eine Randscherbe erhalten, die einen senkrechten, innen schräg abgestrichenen Rand erkennen lässt. Das Riefenband ist hier trotz der dichteren Glasur deutlicher zu erkennen als bei Nr. 45. Die Engobe ist flächig auf der Aussenseite und innen auf dem schräg abgestrichenen Rand aufgetragen. Die dichte, grasgrüne Glasur ist nur auf der Aussenseite angebracht, so dass die innere, weiss engobierbare Randpartie deutlich hervorsticht. Möglicherweise gehört der Boden Nr. 67 zu diesem Gefäss, denn der oxidierend gebrannte Scherben weist eine ähnliche Farbe und Magerung auf. Innen wie aussen finden sich grüne Glasurflecken.

Bei Nr. 47 könnte es sich um eine weitere Bügelkanne handeln: ein Gefäss, das nur anhand zahlreicher, durchgehend rotorange gebrannter, teilweise engobierter und grün glasierter Wandscherben festzumachen ist. Die weisse Engobe ist fleckenweise aufgetragen, so dass die dunkelgrüne, mit schwarzen Punkten versetzte Glasur auf den nicht engobierten Stellen beinahe schwarz wirkt. Auf

einer Scherbe ist der Ansatz eines Riefenbandes zu erkennen. Nr. 47 wird als Bügelkanne gedeutet, weil grüne Aussenglasur und Riefenbandmuster eine Kombination sind, die schwierig einer anderen Gefässgattung zuzuweisen ist.

Soweit feststellbar, sind alle Bügelkannen mit einem Riefenband verziert. Bei den Nrn. 40 und 41 ist zudem eine Horizontalleiste unterhalb des Riefenbanddekors nachzuweisen, welche bei Nr. 40 zusätzlich mit schrägen Kerben verziert ist. Die Datierung dieser Dekorelemente dürfte jener der Topfverzierungen entsprechen: die Riefenzier kam vom 13. bis ins 15. Jahrhundert vor, die Kombination Riefenzier und Horizontalleiste war vor allem in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts beliebt. Das Fehlen der Horizontalleisten an den glasierten Bügelkannen spricht jedoch nicht für eine frühe Datierung, sondern lässt sich darauf zurückführen, dass die Gefässe relativ klein sind und mit einer zusätzlichen Horizontalleiste überladen gewirkt hätten. Die Bügelhenkel sind entweder unverziert (Nr. 40 und wahrscheinlich auch Nr. 44) oder mit parallelen Fingerdruckmulden bestückt, die im Laufe der Zeit immer weiter auseinander rücken (Nrn. 41, 42 und wohl auch 43) (Keller 1999, 75, 106, 153).

Bodenscherben (Abb. 30)

Im Erdkeller G34 wurden zahlreiche, zum Teil zu einem ganzen Boden rekonstruierba-

re Bodenscherben gefunden. Hier sind diejenigen Bodenscherben zusammengefasst, die nicht eindeutig einer Randscherbe zugewiesen werden können. Diese Böden sind nicht mit Sicherheit den Töpfen oder den Bügelkannen zuzuweisen, da sich diese Gefässformen im unteren Teil nicht voneinander unterscheiden. Weitaus die meisten Böden werden jedoch zu den Töpfen zu zählen sein, da diese auch bei den Randscherben deutlich überwiegen. Soweit von der Wandung noch etwas erhalten ist, lassen sich eher hohe, schlanke, gar leicht konkave, aber nie kugelige Formen rekonstruieren. Die Böden sind beinahe flach, leicht konkav ausgebildet. Es gibt Böden, die deutliche Drahtschlingenspurten vom Ablösen des Gefässes von der Töpferscheibe zeigen (unter anderem Nrn. 52, 61) und solche, bei denen diese Spuren später mehr oder weniger gut verstrichen wurden (Nrn. 50, 54, 62).

Die Mehrheit der Böden ist reduzierend gebrannt, die Farbe variiert von durchgehend schwarz über grau bis zu einem grauen Mantel um einen hellgrauen Kern. Nr. 62 ist auf der Aussenseite dunkelgrau, im Kern rotbraun und auf der Innenseite hellgrau gefärbt. Diese Warenart kommt im gesamten Material nur einmal vor. Es war aber trotzdem nicht möglich, diesem Boden einen Rand zuzuweisen, denn die Randpartie muss nicht dieselbe Farbe und Beschaffenheit aufweisen wie die restliche Gefässinnenseite.

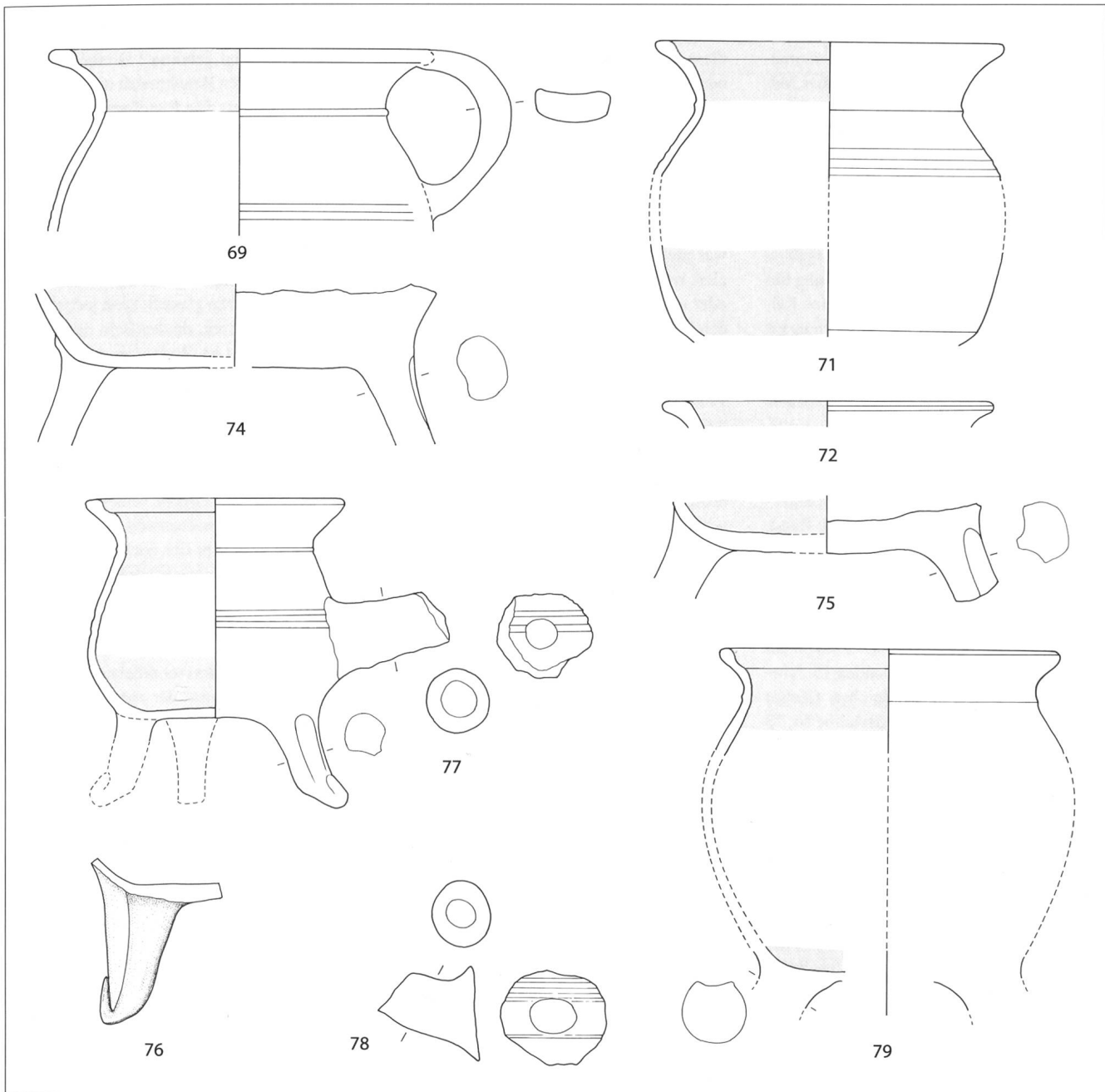


Abb. 31 Dornach/Kohlberg 6. 69, 71/72, 74–79 Dreibeintöpfe; 77 und 78 Dreibeintöpfe mit Griffstücke. Die glasierten Stellen sind grau unterlegt. M 1:3.

Die Nrn. 63–66 sind allesamt aussen grau sowie im Kern und innen rotbraun gefärbt. Die unterschiedlichen Farben der Aussen- und der Innenseite sind auf sekundäre Hitzeeinwirkung auf der Aussen Seite zurückzuführen (Kamber 1995, 59).

Nur zwei der Bodenscherben sind oxidierend gebrannt. Nr. 67 ist möglicherweise der Unterteil der Bügelkanne Nr. 46. Bei Nr. 68 dürfte es sich um ein kleines Töpfchen oder Schüsselchen gehandelt haben. Das Gefäss besitzt einen flachen Boden, der leicht von der Wandung abgesetzt ist. Diese ist gerundet und mit mindestens einer flachen, breiten Riefe versehen. Die Innenseite ist mit einer weissen

Engobe bedeckt, von einer allfälligen Glasur sind keine Spuren mehr zu erkennen.

Dreibeintöpfe (Abb. 31)

Dreibeintöpfe wurden zum Kochen verwendet und mitten ins Feuer oder direkt daneben gestellt. Dank den drei Beinen und dem abgehobenen Boden verteilte sich die Hitze besser auf das Gefäss (Keller 1999, 166/167). Fast alle derartigen Gefässe vom Kohlberg sind denn auch mehr oder weniger brandgeschwärzt. Dreibeintöpfe sind in der Region Basel erstmals in Keramikkomplexen zu beobachten, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts datieren. Seit dem 15. Jahrhundert

gehörten sie zu den dominierenden Gefässtypen und lösten die Töpfe ab (Keller 1999, 66). Dies lässt sich in unserem Fundmaterial aber nicht beobachten.

Die meisten Dreibeintöpfe aus dem Erdkeller G34 sind oxidierend gebrannt. Die Nrn. 69–71 sind sehr ähnlich und weisen einen Mündungsdurchmesser von 18 Zentimetern auf. Bei Nr. 69 findet sich am Halsumbruch eine prägnante Leiste, diese ist bei den Nrn. 70 und 71 nur sehr flau ausgebildet. Die Nrn. 69 und 70 haben einen breiten Bandhenkel, der vom Rand an die Stelle oberhalb des grössten Bauchdurchmessers führt. Bei Nr. 70 wird die schmale Riefenzier vom

Bandhenkel unterbrochen und die Horizontalleiste darunter durchgeführt. Alle Dreibeintöpfe vom Kohliberg weisen einen orangenen Scherben mit starker, mittelgrober Magerung auf. Vor allem die Oberfläche von Nr. 69 wirkt dadurch aufgeraut. Alle Töpfe sind innen im Randbereich farblos glasiert; die Glasur läuft noch auf den oberen Teil der Bandhenkel weiter. Die farblose Glasur wurde direkt auf das anschliessend oxidierend gebrannte Gefäss aufgebracht. Dies ergab eine braune Farbe. Die beste Entsprechung finden diese Stücke in Basel in Typ 4 nach Keller (1999, 68), der im späten 14. Jahrhundert erstmals auftaucht. Zu diesem Typ gehören die frühesten oxidierend gebrannten Dreibeintöpfe, die ersten glasierten sowie die ersten, die nur noch einen Bandhenkel aufweisen, im Gegensatz zu den früheren, paarigen Wulsthenkeln.

Die Randscherbe Nr. 72 ist schwierig einzuordnen, da sie sehr klein ist. Der obere Randteil ist horizontal abgestrichen mit einem kleinen Wulst auf der Innenseite. Der Scherben ist – ebenfalls auf der Innenseite – mit einer sehr dünn aufgetragenen, farblosen Glasur versehen. Am ehesten ist Nr. 72 mit einem Dreibeintopf aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert aus Basel zu vergleichen (Keller 1999, 69/70, Typ 5). Die Randscherbe Nr. 73 ist in der Warenart, in der Glasurfarbe und wohl auch im Mündungsdurchmesser ähnlich wie Nr. 77, der obere Randteil ist jedoch horizontal nach aussen geklappt. Dies entspricht in Basel einem Dreibeintopftyp, der ins ausgehende 15. und beginnende 16. Jahrhundert datiert wird (Keller 1999, 70, Typ 6). Von Nr. 74 sind noch die drei einfach kannelierten Beine sowie Teile des Bodens und der Wandung erhalten. Der Boden ist fast flach, der Übergang vom Boden zur Wand kantig ausgebildet. Innen ist eine farblose Glasur aufgetragen. Die Warenart entspricht den Nrn. 69–71, die Oberfläche wirkt rau. Der Gefässunterteil Nr. 74 könnte zu einem dieser Oberteile gehören. Feiner und mehr ins rötliche gehend erscheint hingegen Nr. 75. Hier sind noch zwei Beine, Teile des Bodens sowie der Ansatz des dritten Beines zu erkennen. Die Beine sind doppelt kanneliert, die Kanneluren sind sorgfältig und klar modelliert. Die Innenseite ist wiederum mit einer farblosen Glasur versehen. Die drei ganz erhaltenen Beine von Nr. 76 sind ebenfalls doppelt kanneliert, diesmal jedoch weniger sorgfältig ausgeführt. Deutlich ist zu erkennen, wie für die Kanneluren die Finger am Gefäss angesetzt und nach unten gestrichen wurden; danach erst wurde die Lasche umgelegt. Die Glasur auf der Innenseite ist farblos und mit kleinen schwarzen Flecken versehen. Auf der Glasur sind grüngelbe, blasi-

ge Spuren sekundärer, grosser Hitzeeinwirkung zu beobachten. Theoretisch könnten diese Beine auch zu grossen Dreibeinpfannen gehören. Da jedoch im vorliegenden Material alle Dreibeinpfannenränder über weisser Engobe grün glasiert sind, ist dies auszuschliessen.

Dreibeintöpfe mit Grifftülle sind eine Sonderform, die erstmals gegen Ende des 14. Jahrhunderts auftrat. Sie sind relativ selten, was nicht erstaunlich ist, da sie nur identifiziert werden können, wenn die Grifftülle – oder zumindest deren Spuren – noch vorhanden ist. Diese Grifftülle diente dazu, den Topf mit Hilfe eines Stockes, der in die Tülle eingeführt wurde, ins Feuer zu stellen. Von Nr. 77 sind noch die Reste dreier doppelt kannellierter und mit Fusslaschen versehener Beinchen, Teile des geschwärzten Bodens, der Wandung und des Randes sowie die abgebrochene Grifftülle vorhanden. Die Grifftülle war oberhalb eines der drei Beinchen angebracht. Darunter verläuft die Riefenbandzier, die am Gefäss selbst und an der Tülle – dort als Negativ – zu sehen ist. Der Boden und die Randpartie sind farblos glasiert, die Glasur wirkt jedoch braun bis olivbraun. Dieser Topf entspricht von der Form her den Nrn. 69–71, der Mündungsdurchmesser ist mit 13 Zentimetern aber deutlich kleiner. Der Rand ist trichterartig, mit einer flauen Leiste im Schulterumbruch und einer ausgeprägten Innenkehlung. Diese Form des Dreibeintopfes mit Grifftülle ist ins 15. Jahrhundert zu datieren (Keller 1999, 72/73, Typ 1/2). Von einem weiteren Dreibeintopf ist nur noch der Griff vorhanden (Nr. 78). Auf der dem Gefäss zugewandten Seite der Tülle zeichnen sich im Negativ ein Riefenband und eine Horizontalleiste ab. Damit liegt hier sicher die Tülle eines Dreibeintopfes und nicht einer Dreibeinpfanne vor. Diese sind nie mit einem

Riefenband versehen und die Tülle setzt dort in der Regel am Rand an.

Der reduzierend gebrannte Dreibeintopf Nr. 79 ist im inneren Randbereich und am Boden olivgrün glasiert. Die Randform entspricht in etwa Nr. 73, die Lippe ist jedoch weniger stark nach aussen gebogen. Am Umbruch vom Hals zur Schulter befindet sich ein kleiner Wulst. Nur noch der Ansatz eines Beines ist vorhanden, dieses war einfach kanneliert. Der Mantel ist beige gefärbt, der Kern grau. Das Boden-Bein-Fragment Nr. 80 ist zwar innen ebenfalls olivgrün glasiert, kann jedoch nicht zu Nr. 79 gehören, da das Bein dünner und nicht kanneliert ist. Zudem ist der Ton orangebraun, aber wohl auch reduzierend gebrannt. Das ebenfalls unkannelierte Beinfragment mit Bodenansatz Nr. 81 könnte reduzierend gebrannt sein, möglicherweise ist es aber nur sekundär verbrannt. Der Boden ist innen mit einer weissen Engobe versehen, eine Glasur ist nicht mehr nachzuweisen. Bei den Nrn. 80 und 81 könnte es sich auch um Beine massiver Dreibeinpfannen handeln.

An allen Dreibeintöpfen sind – soweit nachweisbar – im oberen Bauteil eine Riefen-/Rillenbandzier sowie eine direkt darunter anschliessende Horizontalleiste vorhanden. Die Beine sind entweder unkanneliert (Nrn. 80, 81), einfach kanneliert (Nrn. 74, 79) oder doppelt kanneliert (Nrn. 75–77) mit umgelegten Laschen. Die Füsse von Dreibeingefässen wurden erstmals in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit Kanneluren und Laschen verziert. Die Anzahl oder die Grösse der Kanneluren sind einzig auf die Gefässgrösse zurückzuführen; sie sind keine datierenden Elemente (Keller 1999, 69; 106). Es können aber beträchtliche Grössenunterschiede bei gleicher Kannelurenzahl auftreten, so bei den Beinen der Nrn. 76 und 77, die in beiden Fällen doppelt kanneliert sind.

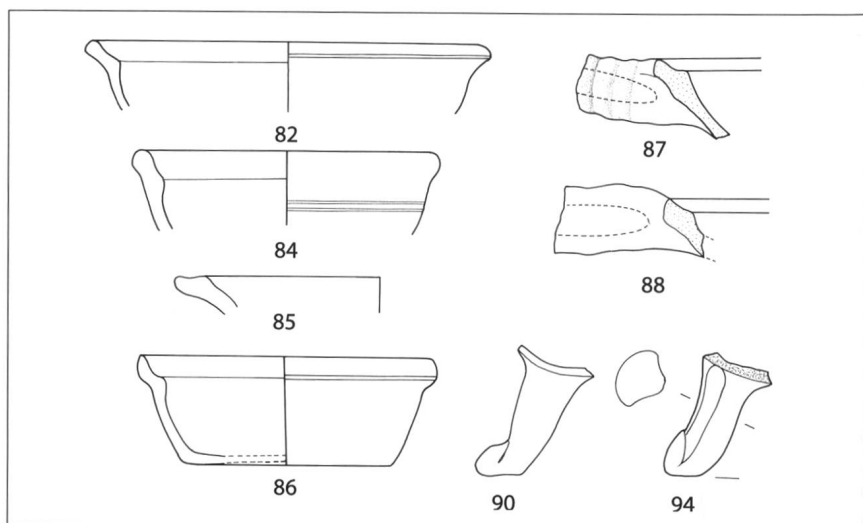


Abb. 32 Dornach/Kohliberg 6. 82, 84–88, 90, 94 Dreibeinpfannen. M 1:3.

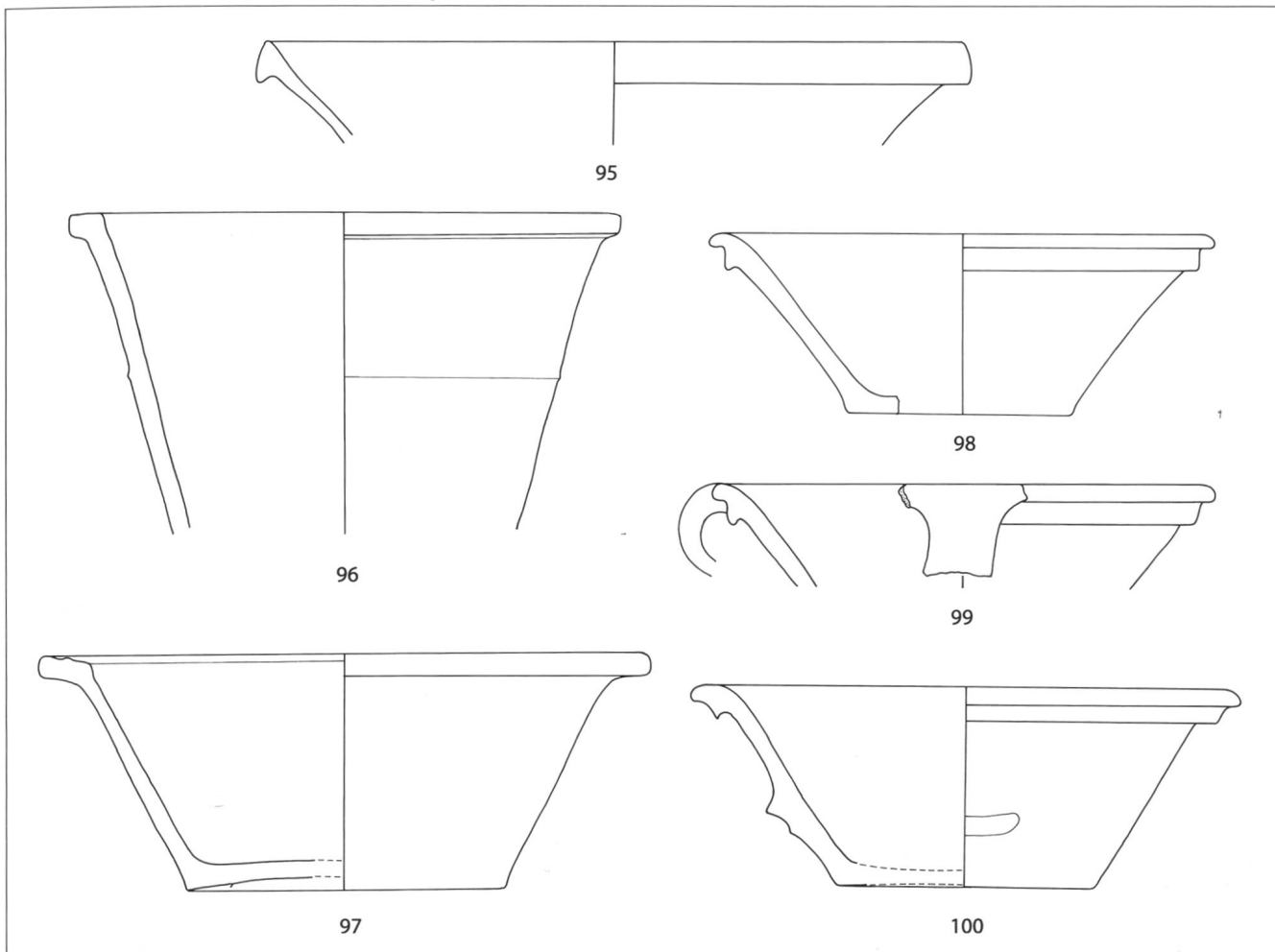


Abb. 33 Dornach/Kohlberg 6. 95 unglasierte Schüssel; 96–100 glasierte Schüsseln. M 1:3.

Die farblose Glasur wurde jeweils nur innen am Rand, im unteren Teil der Wand und am Boden angebracht. Dadurch wurde noch mehr gespart an dieser ohnehin schon recht billigen Glasur. Wand und Boden wurden glasiert, um ein Anbrennen der Speisen zu verhindern. Der glasierte Rand sollte – in gefülltem Zustand – ein vollständig glasiertes Gefäß vortäuschen. Erst ab dem ausgehenden 16. und im 17. Jahrhundert wurden Dreibeintöpfe vollständig glasiert (Keller 1999, 139).

Dreibeinpfannen (Abb. 32)

Wie die Dreibeintöpfe, tauchten auch die Dreibeinpfannen erstmals um die Mitte des 13. Jahrhunderts in der Region Basel auf. Alle in Dornach vorhandenen Formen entsprechen einem Typ, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auftaucht und durch das gesamte 15. Jahrhundert hindurch vorkam (Keller 1999, 79/80, Typ 3). Die Dreibeinpfannen Nrn. 82 und 83 haben leicht ausbiegende Ränder mit einer deutlichen Innenkehlung. Innen sind sie über weisser Engobe grün glasiert, teilweise fliesst die Engobe auf

der Aussenseite herab. Nr. 84 ist ähnlich ausgebildet, nur sind hier die ursprünglichen Farben der Engobe und der Glasur nicht mehr auszumachen. Heute wirkt die Engobe auf einem Fragment hellgrün und die Glasur golden. Auf einer anpassenden Scherbe hingegen erscheint die Engobe türkis, mit einer grauen Beschichtung. Eventuell ist diese Farbveränderung auf sekundäre Hitzeeinwirkung oder auf Verwitterung zurückzuführen. Unterhalb des Randes ist bei Nr. 84 aussen eine schwache Rille zu erkennen. Ob es sich bei Nr. 85 tatsächlich um ein Dreibeinpfännchen handelt, ist unklar. Der Rand ist innen leicht gekellt und mit einer dünnen, farblosen Glasurschicht versehen. Nr. 86 ist das einzige Exemplar mit einem ganzen Profil, die Gefässhöhe ohne Beinchen beträgt nur 4,5 Zentimeter. Das Pfännchen ist über weisser Engobe sattgrün glasiert; die Glasur bedeckt die gesamte Innenwandung und auch den äusseren, schräg abgestrichenen Randbereich. Die beiden Griffstüben Nrn. 87 und 88 mit innen gekelltem Rand können mit keiner Randscherbe in Zusammenhang gebracht werden. Nr. 87 ist durchgehend oran-

ge gebrannt. Der Griff führt vom Gefässrand aus leicht schräg nach oben. Über einer weissen Engobe ist eine Glasur angebracht, die hellgrün leuchtet und mit einigen kleinen, dunkelgrünen Flecken versehen ist. Bei der etwas grösseren Griffstülle Nr. 88 wechselt die Scherbenfarbe von Rotbraun zu Graubraun. Auffallend ist besonders die Glasur. Diese wirkt über der weissen Engobe gelblich und ohne Engobe dunkelbraun. Beide Pfannen sind im Gefässinneren und auf der Oberseite der Griffstülle glasiert.

Die Beinchen sind unkanneliert (Nr. 89), einfach (Nrn. 90–93) oder gar doppelt kanneliert (Nr. 94). Bei allen Beinchen sind die Laschen an den Enden umgelegt. Bei zwei Beinchen sind noch Reste des Bodens vorhanden: Nr. 90 ist über weisser Engobe grün glasiert, die Glasur wirkt heute grünblau. Die hellgrüne Glasur über weisser Engobe von Nr. 94 könnte zur Griffstülle Nr. 87 passen. Auch die Scherbenfarbe dieser beiden Stücke ist ähnlich. Vor allem Nr. 91 ist stark brandgeschwärzt.

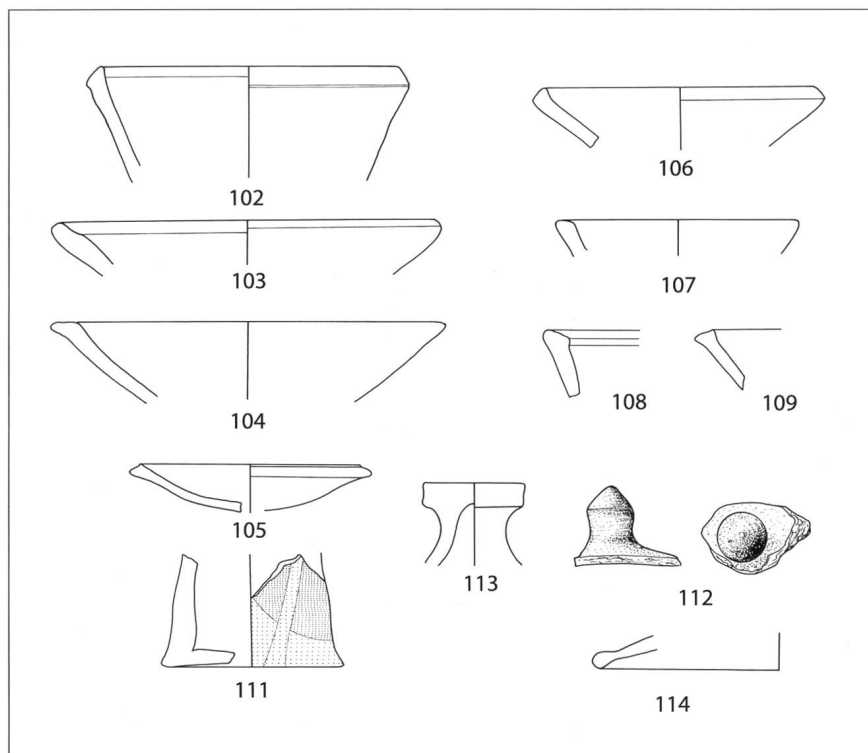


Abb. 34 Dornach/Kohlberg 6. **102–105** Schälchen; **106–109** Lämpchen; **111** Flasche; **112–114** Deckel. M 1:3.

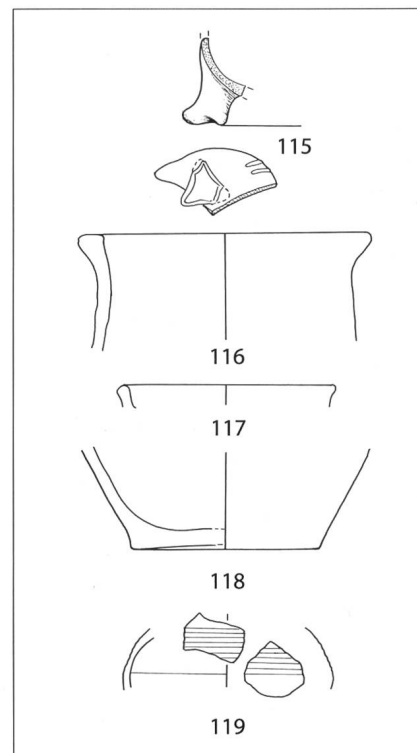


Abb. 35 Dornach/Kohlberg 6. **115** Aquamanilefragment; **116–119** Diverses. M 1:3.

Schüsseln (Abb. 33)

Nur die Schüssel Nr. 95 aus dem Keller G34 ist reduzierend gebrannt und unglasiert. Sie hat eine gerade Wandung; der Rand ist massiv umgeschlagen und unterschritten, die Innenfläche geglättet. Die Scherbenfarbe variiert von grau bis beige. Von der Form her ähnlich ist eine Schüssel aus Kaisten AG. Sie ist jedoch oxidierend gebrannt und datiert um 1500 (Rigert 1996, 63, Nr. 44).

Alle glasierten Schüsseln sind oxidierend gebrannt und in der Scherbenfarbe durchgehend orangebraun. Nr. 96 zeichnet sich durch eine steile Wandung und einen horizontal nach aussen umgebogenen Rand aus. Auf etwa halber Höhe zierte eine flaue Leiste die äussere Gefässwand. Die weisse Engobe deckt die Innenseite und zieht bis auf die Randlippe, darüber ist eine hell- bis olivgrüne Glasur angebracht. Eine formal ähnliche Schüssel wurde im 1320/1340 zugeschütteten Keller des Augustinerklosters in Basel gefunden. Sie ist jedoch grösser und mit einer farblosen Glasur versehen (Kamber 1995, 217, Nr. 401). Nr. 97 ist eine konische Schüssel mit leicht ausbiegendem Rand, den eine Leiste zierte. Der Rand ist zudem auf der Innenseite durch einen Wulst von der Wand abgesetzt. Diese Schüssel hat innen eine sattgrüne, dichte Glasur über einer weissen Engobe. Ähnliche Stücke aus Basel werden in die zweite Hälfte des 14. und in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts datiert (Keller

1999, 49.5 u. 50.2). Die drei Schüsseln Nrn. 98–100 sind sehr ähnlich. Sie zeichnen sich durch einen verdickten, karniesartigen Rand aus. Die weisse Engobe und die dichte grüne Innenglasur ziehen bis über die Randlippe hinaus. Die Nrn. 99 und 100 sind mit Bandhenkeln versehen; bei Nr. 100 ist nur noch der untere Henkelansatz vorhanden. Auch bei Nr. 98 ist eine Deutung als Henkelschüssel nicht auszuschliessen, da sie sich von Nr. 99 nur durch den länger ausgezogenen Karniesrand unterscheidet. Diese Schüsseln sind typisch für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts (Keller 1999, 87, Typ 9). Der gekahlte Bandhenkel Nr. 101 gehört wohl zu einer weiteren Henkelschüssel.

Schalen (Abb. 34)

Der Ton der Schale Nr. 102 ist durchgehend orange und fein gemagert. Die steile Wandung wird von einem aussen schräg abgestrichenen Rand abgeschlossen. Die Innenseite und der äussere Randanschluss sind farblos glasiert. Ein schmaler Streifen auf der Innenseite, direkt unterhalb des Randes, wird durch eine braune Engobe besonders hervorgehoben. Die Schale Nr. 103 weist einen aussen schräg abgestrichenen Rand auf. Direkt unterhalb des Randes ist innen eine kleine Delle zu finden. Der Mantel ist dunkelgrau, der Kern braun gefärbt. Das reduzierend gebrannte Schälchen Nr. 104 weist eine gerade Wandung auf. Der Rand ist auf der Innensei-

te horizontal abgestrichen. Die Innenseite ist geglättet, so dass ein beinahe metallisch wirkender Glanz entsteht. Von der Grösse her könnte Nr. 105 auch als Lämpchen interpretiert werden; weil jegliche Russspuren oder andere Hinweise auf Hitzeeinwirkung fehlen, wird eine Deutung als Schälchen vorgezogen. Nr. 105 ist oxidierend gebrannt, mit einem grauen Kern und beiger Ummantelung. Die grobe, starke Magerung lässt die Oberfläche sehr rau erscheinen. Die Wandung ist flach und geschwungen, auf dem schmalen Rand ist zusätzlich eine kleine Rille angebracht.

Lämpchen (Abb. 34)

Die Lämpchen Nrn. 106–109 sind alle reduzierend gebrannt und entsprechen Vergleichsbeispielen aus Basel, die ins 15. Jahrhundert datiert werden (Keller 1999, 100, Typ 2). Nr. 109 ist auf der Innenseite olivgrün glasiert, und in der Randzone wurde mit einem Fingereindruck eine Auflagefläche für den Docht geschaffen. Glasierte Lämpchen sind seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bekannt, setzten sich jedoch erst in der zweiten Jahrhunderthälfte durch (Bader/Wild 1998, 32). Die Nr. 110 ist als einziges Stück oxidierend gebrannt. Es verfügt über eine Leiste am schräg abgestrichenen Rand. Die Deutung als Lämpchen ist hier nicht klar.

Flaschen (Abb. 34)

Die Flasche Nr. 111 besteht aus einem durchgehend orangeroten Scherben mit flachem Boden und steiler Wand. Die Aussenseite ist über weisser und hellbrauner Engobe farblos oder gelb glasiert. Die dunklere Engobe zieht in Streifen über die fleckenartig angebrachte weisse Engobe hinweg. Ein ähnliches Gefäss von der Frohburg bei Trimbach SO wird in das erste Drittel des 14. Jahrhunderts datiert (Meyer 1989, 65, A267).

Deckel (Abb. 34)

Aus dem Erdkeller G34 sind nur reduzierend gebrannte Deckel bekannt. Flachdeckel mit profiliertem Griffknauf (Nr. 112) traten in Basel ab der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf. Gleichzeitig tauchten an Dreibeintöpfen und Bügelkannen erstmals innen gekahlte Ränder auf, die als Auflage für die Deckel dienten.¹⁸ Nr. 113 ist ein Vertreter der für das 15. Jahrhundert typischen konischen Deckel. Der Griffknauf ist auffallend massiv. Auch das Randstück Nr. 114 gehört zu diesen konischen Deckeln, die jedoch in der Regel oxidierend gebrannt sind (Keller 1999, 93, Typ 7).

Aquamanile (Abb. 35)

Die Nr. 115 wird als Fragment eines Aquamanile interpretiert. Erhalten sind nur ein Füsschen und ein kleines Stück der Gefässwand. Es ist reduzierend beige gebrannt und mit einer hellgrünen, stark glänzenden Glasur überzogen. Aquamanilen wurden bei Tisch verwendet. In ihnen wurde Wasser aufbewahrt, mit welchem man sich vor, während und nach dem Essen die Hände wusch. Ein Diener goss das Wasser über die Hände, ein zweiter fing es in einer Schüssel wieder auf. Seit dem 12. Jahrhundert wurden figürliche Aquamanilen aus Bronze und später auch aus Keramik hergestellt. Beliebte waren Tierdarstellungen oder ein auf einem Pferd sitzender Reiter (Tauber 1985, 201). Im späten 15. Jahrhundert gerieten Aquamanilen ausser Mode und wurden von Krügen oder in Wand-schränken fest installierten Giessfässern verdrängt (Keller 2002, 135).

Diverses (Abb. 35)

Hier sollen noch einige Gefässe vorgestellt werden, die keiner Gefässgattung zugeteilt werden können, weil einerseits die Fragmente zu klein sind und andererseits Vergleichsmöglichkeiten fehlen.

Ein solches Gefäss ist Nr. 116, das reduzierend gebrannt ist und eine durchgehend beige Scherbenfarbe aufweist. Die Wandung ist steil, der Rand leicht ausbiegend und horizontal abgestrichen. Auf der Aussenseite finden sich Glasurreste, deren weisses, blasiges

Aussehen darauf schliessen lässt, dass sie stark erhitzt wurden. Am ehesten ist eine Deutung als Dreibeintopf möglich, der jedoch deutlich früher als die übrigen Dreibeintöpfe aus dem Keller G34 anzusetzen wäre.¹⁹ Die dünne, oxidierend gebrannte Randscherbe Nr. 117 könnte zu einem Schälchen gehören, das aussen und an einem schmalen Streifen entlang des Randes auch innen farblos glasiert ist. Das Bodenfragment Nr. 118 ist ebenfalls oxidierend gebrannt und auf der Innenseite mit einer gelbgrünen bis ockerfarbenen Glasur versehen. Die Wandung lässt auf eine eher hohe, aber wohl offene Form schliessen – vielleicht auf eine kleine Schüssel. Interessant sind auch die beiden Wandscherben Nr. 119, die zu einem mit 2 Millimetern Wandstärke sehr dünnwandigen, oxidierend gebrannten Gefäss gehörten. Dieses war mit einer Riefenbandzier und einer grünen Aussenglasur auf weisser Engobe geschmückt. Die dünne Wand lässt auf ein Miniaturgefäss schliessen. Miniaturformen des üblichen Küchen- und Tafelgeschirrs als Spielzeug für Kinder sind seit dem 15. Jahrhundert bekannt (Keller 1999, 98).

Passscherbenverteilung

Wie erwähnt, kommen Passscherben innerhalb des Keramikmaterials des Kellers G34 sehr häufig vor. Diese Passscherben und die grösseren Keramikfragmente weisen darauf hin, dass ganze Gefässe, oder zumindest ganze Gefässterteile, im Erdkeller entsorgt wurden. Mindestens 25 Gefässindividuen bestehen aus anpassenden Fragmenten aus mehreren Fundkomplexen der Kellergrube G34; zahlreichen weiteren Gefässen können ähnliche, aber nicht anpassende Scherben aus mehreren Fundkomplexen zugewiesen werden. Ein Beispiel, das die Streuung der Funde innerhalb des Kellers gut aufzeigt, ist der Topf Nr. 5. Er besteht aus Scherben aus Fundkomplexen von der Grubensohle (Schicht 4f), aus solchen im mittleren Grubenbereich (Schicht 4e) und aus solchen vom oberen Teil der Kellergrube (Schicht 4d). Eine derartige Passscherbenstreuung durch die ganze Kellereinfüllung hindurch lässt sich mehrfach belegen. Damit ist klar, dass der Keller sehr rasch, in einem Zuge, verfüllt wurde.

Datierung des Keramikensembles

Die Geschirrkernamik aus dem Erdkeller G34 zeigt Formen des 13. bis 15. Jahrhunderts. Ein Vergleich zum Geschirrkernamikspektrum in Basel bietet sich an, auch wenn immer bedacht werden muss, dass es sich dort um Stadthaushalte handelte – im Gegensatz zum ländlichen Dornach. Der grosse Anteil der Töpfe im Keramikmaterial der Grabung

Kohlberg 6 ist sehr auffallend. Möglicherweise bestand vor allem das Tafelgeschirr mehrheitlich aus anderen Materialien wie Metall, Glas und Holz. Diese Gefässe wurden entweder nach dem Auflösen des Gebäudes eingesammelt und nicht entsorgt, oder sie blieben – im Falle der Holzgefässe – nicht erhalten. Eine mögliche Erklärung für die vielen Töpfe im Keller G34 könnte auch ein Vorratskeller sein, in dem viele Vorräte in Töpfen gelagert wurden.

Die Töpfe, die mehrheitlich Karniesränder aufweisen, datieren ins 14. und vor allem ins 15. Jahrhundert. Der Leistendekor, der – soweit feststellbar – auf beinahe allen Töpfen vorkommt, tritt erst gegen Ende des 14. und zu Beginn des 15. Jahrhunderts auf. Hingegen sind Töpfe, deren Randdurchmesser grösser ist als jener des Gefässkörpers und die in Basel in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vermehrt vorkamen, in unserem Fundgut höchstens in einem Fall zu finden (Nr. 35). Zudem wurde nur ein einziger Topf oxidierend gebrannt, wohingegen in Basel die Töpfe gegen Ende des 15. Jahrhunderts vorwiegend oxidierend gebrannt wurden. Bügelkannen treten in Dornach sowohl reduzierend wie auch oxidierend gebrannt und glasiert auf. Die reduzierend gebrannten Bügelkannen wurden in Basel zu Beginn des 15. Jahrhunderts von den oxidierend gebrannten und glasierten abgelöst. Die Dreibeintöpfe wie auch die Dreibeinpfannen zeigen Elemente, die in Basel in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sowie im beginnenden 15. Jahrhundert auftauchten. So die Bandhenkel und die partielle, farblose Glasur bei den Dreibeintöpfen einerseits, die Tüllengriffe, die Sichelränder und die grünen Glasuren über weisser Engobe bei den Dreibeinpfannen andererseits. Einige Pfännchen zeigen eher hochgestellte Ränder, die in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zu datieren sind. Auch die kannelierten und in Laschen umgeschlagenen Beinchen beider Gefässgruppen sind jüngere Merkmale. Schüsseln, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts zunehmend wichtiger wurden, sind im Dornacher Material nur selten zu beobachten. Innovationen, die um 1500 datiert werden, wie Teller, Nachttöpfe, Lämpchen mit Griff-laschen, aber auch zur Mehrheit oxidierend gebrannte Töpfe und ein Topfdekor aus wenigen Riefen am grössten Gefässdurchmesser sind in unserem Material nicht nachweisbar (Keller 1999, 105–107).

Deshalb wird eine Datierung des Keramikmaterials aus dem Erdkeller am Kohlberg von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bis ans Ende des 15. Jahrhunderts vorgeschlagen, mit einem Schwerpunkt in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Einige Kera-

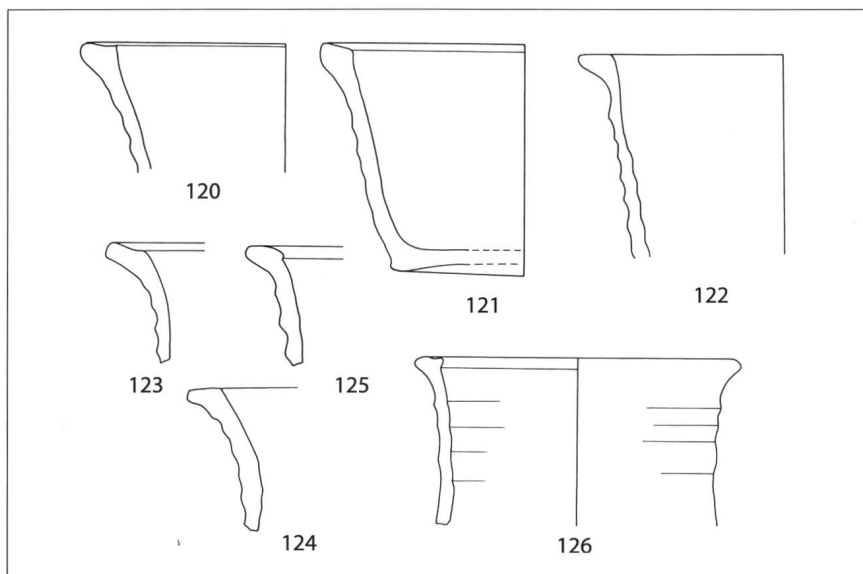


Abb. 36 Dornach/Kohliberg 6. 120–126 unglasierte Napfkacheln. M 1:3.

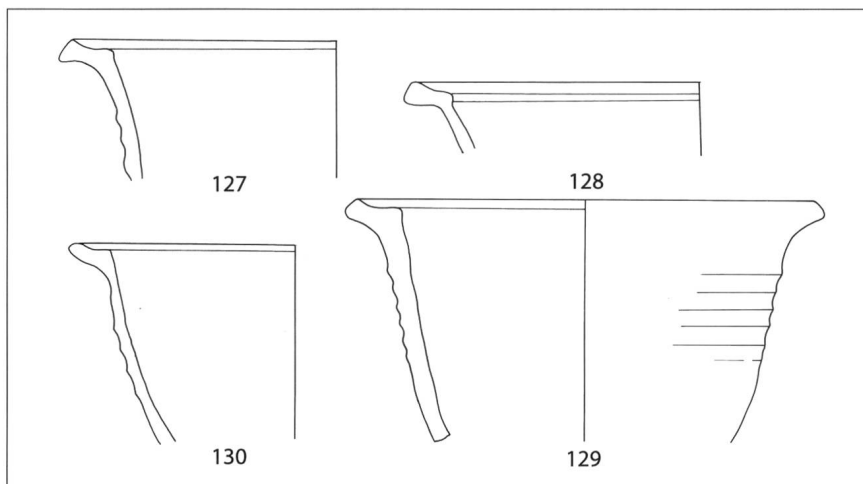


Abb. 37 Dornach/Kohliberg 6. 127–130 glasierte Napfkacheln. M 1:3.

mikfunde weisen auf eine spätere Datierung im 15. Jahrhundert hin, jedoch lassen sich in keinem Fall Merkmale des 16. Jahrhunderts nachweisen. Wie erwähnt, muss hier der Unterschied zwischen Stadt und Land mitberücksichtigt werden. Es ist gut möglich, dass formale und technische Änderungen erst mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung auf dem Land übernommen wurden.

Ofenkeramik

20 Kilogramm oder zwei Drittel der gesamten Ofenkeramik stammen aus dem Erdkeller G34 (Abb. 24). Hier ist mit einer Mindestindividuenzahl von 130 Ofenkacheln zu rechnen. Mit mindestens 69 Exemplaren machen die unglasierten Napfkacheln 54% aus. 28% fallen auf die glasierten Napfkacheln, 16% auf die Tellerkacheln. Der Anteil der Blattkacheln ist mit 2% sehr gering.

Unglasierte Napfkacheln (Abb. 36)

Die unglasierten Napfkacheln bestehen in der Regel aus orangebraunem bis orangem, fein gemagertem und teilweise mit Glimmerstücken versehenem hart gebranntem Ton. Die Mündungsdurchmesser variieren von 14 bis 20 Zentimeter. Alle Wandungen weisen mehr oder weniger ausgeprägte Riefen auf. Die mindestens 69 Individuen werden anhand der Randformen in sieben Gruppen eingeteilt. Jeweils nur ein Exemplar einer solchen Typengruppe ist im Katalog vertreten. Dieser Gliederung liegt keine chronologische Abfolge zugrunde, sie entspricht in etwa der Abfolge von einem einfachen zu einem komplizierteren Rand. Die Typengruppe 1 beinhaltet mindestens drei Napfkacheln mit einem einfachen, innen leicht schräg abgestrichenen Rand (Nr. 120). Die Ränder der Typengruppe 2 mit mindestens 22 Exemplaren sind ausbiegend, verdickt und horizontal

bis leicht schräg abgestrichen (Nr. 121), die acht Exemplare der Gruppe 3 sind horizontal umgeschlagen und leicht gerundet (Nr. 122). Die Ränder der Gruppen 4–6 sind ebenfalls horizontal umgeschlagen, in Gruppe 4 (Nr. 123) sind die zehn Kacheln im Gegensatz zu den sieben Exemplaren der Gruppe 5 (Nr. 124) und den drei Exemplaren der Gruppe 6 (Nr. 125) auf der Oberseite leicht gekellt. In der Gruppe 7 sind elf kleinere Napfkacheln mit einem maximalen Durchmesser von 16,5 Zentimetern zusammengefasst (Nr. 126).

Die älteste Kachelform war die Becherkachel. Um 1150 weitete sich das Kachelspektrum beträchtlich aus, was auf eine zunehmende Beliebtheit des Kachelofens schliessen lässt. Typisch für Ofenkacheln um 1250 waren ein ausgeprägtes Randprofil sowie eine deutliche Riefelung des Gefässkörpers. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts wurde die Riefelung schwächer, die Wandungen wurden steiler und die Ränder massiv verdickt – wie bei den Kacheln aus dem Keller G34. Nach Tauber (1980, 304–333) kamen unglasierte Napfkacheln in der Schweiz ab dem 14. Jahrhundert nur noch selten vor.

Glasierte Napfkacheln (Abb. 37)

Die 37 glasierten Napfkacheln sind auf der Innenseite von einer dichten grünen Glasur über einer weissen Engobe bedeckt. Der Ton weist – ähnlich wie bei den unglasierten Napfkacheln – eine orangebraune bis orangefarbene Farbe auf und ist recht fein gemagert. Besonders auffallend sind die sehr grossen Mündungsdurchmesser, die bis zu 22 Zentimeter betragen. Als Parallelen zu diesen grossen Exemplaren kann eine glasierte Napfkachel aus Rodersdorf SO mit einem Durchmesser von 21 Zentimetern herangezogen werden, auch wenn bei diesem Stück der Rand weniger deutlich horizontal umgeschlagen ist. Die Ofenkeramik von Rodersdorf/Friedhof wird ins 14./15. Jahrhundert datiert (Gutzwiller 1998, 85, Abb. 50.12). Weiter wurden bei der Ruine Neuenstein bei Wahlen BL einige Napfkacheln gefunden, die sehr gut zu unseren Exemplaren passen und ins späte 14. Jahrhundert oder jünger datiert werden (Bader/Wild 1998, 74, B18–B29). Napfkacheln dieser Grösse waren aber scheinbar in der Region Basel sehr selten und aussergewöhnlich. Auch die glasierten Napfkacheln werden in Gruppen unterteilt. Die mindestens 21 Kacheln der Typengruppe 1 (Nrn. 127, 128) und die neun Exemplare der Gruppe 2 (Nr. 129) weisen alle einen grosszügig horizontal umgeschlagenen Rand mit einer deutlichen Kehlung auf der Oberseite auf. Bei der Gruppe 2 ist der Übergang von der Wandung zum Rand

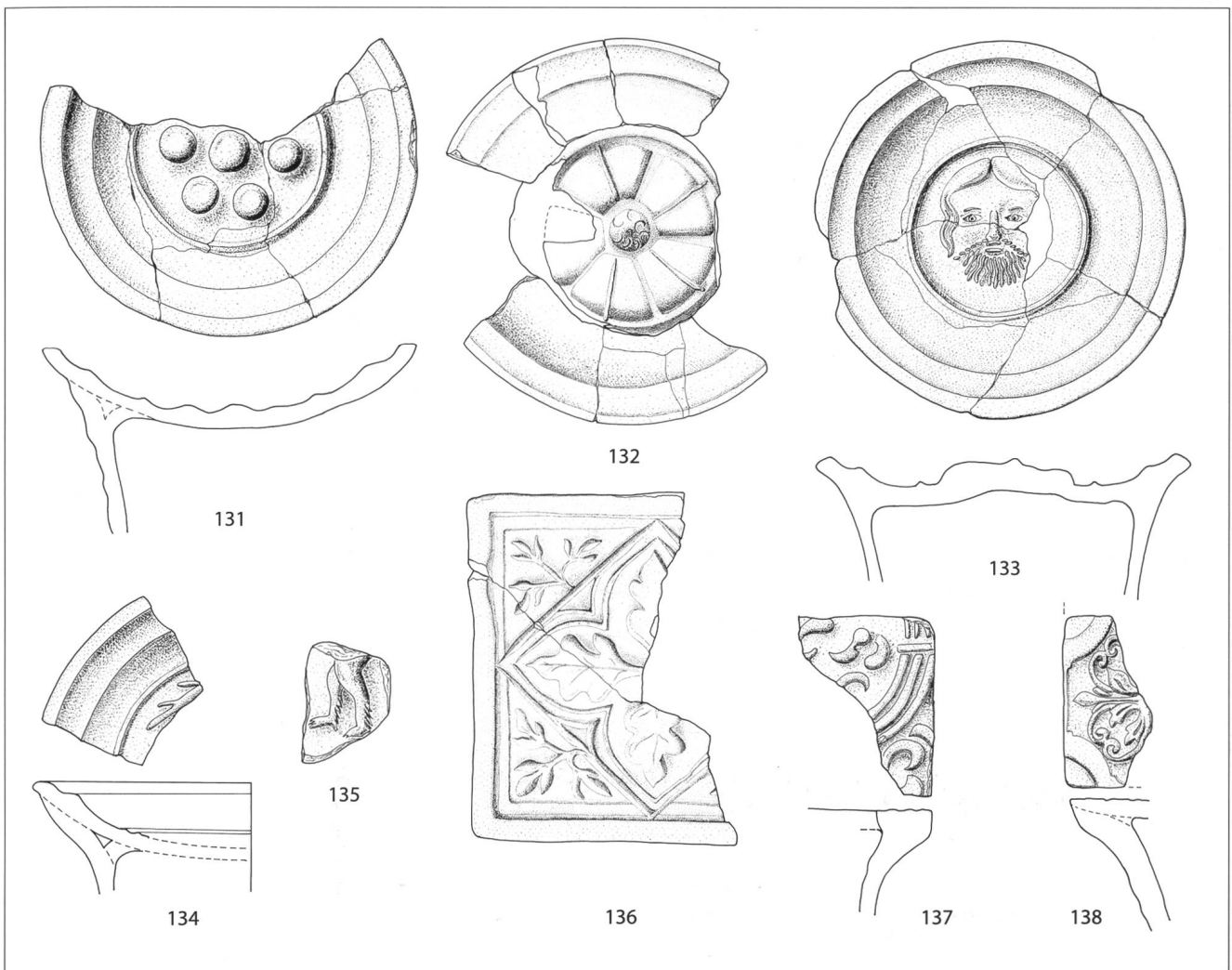


Abb. 38 Dornach/Kohlberg 6. 131–135 Tellerkacheln; 136–138 Blattkacheln. M 1:3.

«fliessender» als in Gruppe 1, wo sich meist ein deutlicher «Absatz» zwischen Wand und Rand erkennen lässt. Die mindestens sieben Exemplare der Typengruppe 3 (Nr. 130) sind deutlich kleiner und meistens dünnwandiger als die restlichen Kacheln. Der Rand ist zwar ebenfalls ausgebogen und weist eine Kehlung auf, aber diese ist in der Regel markant schmäler und weniger ausgeprägt als in den Gruppen 1 und 2.

Die ersten glasierten Kacheln in der Region stammen von den Burgen Scheidegg und Althomberg und datieren in die Jahre 1280/85. Die ersten engobierten und glasierten Kacheln tauchten ab 1350 auf. Napfkacheln wurden in der Regel seit dem späten 13. Jahrhundert glasiert, unglasierte kamen in der Schweiz ab dem 14. Jahrhundert nur noch selten vor. Die ausgeprägte Kehlung auf der Randoberseite der Napfkacheln erschien um 1350 in der Region. Zudem ist im Laufe der Zeit eine Tendenz zur Vergrößerung des Mündungsdurchmessers festzustellen (Tauber 1980, 315–320). Wenn man annimmt,

dass Napfkacheln desto jünger sind, umso grösser ihr Durchmesser ist, lässt sich eine eher späte Datierung ins 15. Jahrhundert für unsere sehr grossen glasierten Napfkacheln vorschlagen.

Tellerkacheln (Abb. 38)

Mit mindestens 21 Exemplaren machen die Tellerkacheln 16% der Ofenkeramik innerhalb des Erdkellers G34 aus. Alle Tellerkacheln bestehen aus orangebraunem, mit mittelgrossen Partikeln gemagertem Ton und sind über einer weissen Engobe dunkelgrün bis olivgrün glasiert. Vor allem bei Nr. 131 fällt die olivgrüne Glasur auf, im Gegensatz zu den dunkleren Glasuren der übrigen Kacheln. Der Durchmesser beträgt bei allen Tellerkacheln – soweit feststellbar – 16 bis 17 Zentimeter.

Vier Exemplare sind mit einer Rosette im Medaillon verziert. Die Rosette von Nr. 131 besteht aus sechs Punkten, die kreisförmig um einen, wenig grösseren, siebten Punkt im Zentrum angeordnet sind. Ein in Muster und

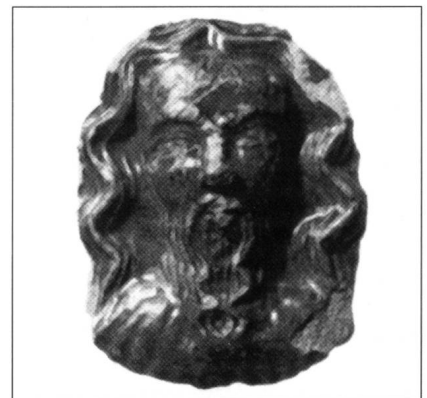


Abb. 39 Fragment einer Blattkachel mit «Heiligengesicht» aus der Wasserburg Mülmen. Nach Meyer 1970, 223, B111.

Glasurfarbe identisches Stück, das ins 15. Jahrhundert datiert, wurde in Basel gefunden (Franz 1969, 174, Abb. 36). Die drei anderen Medaillons zierte eine zehnblättrige Rosette, die das gesamte Medaillon ausfüllt (Nr. 132). Vier Exemplare sind mit einer bärtigen Maske oder einem Gesicht versehen (Nr. 133,

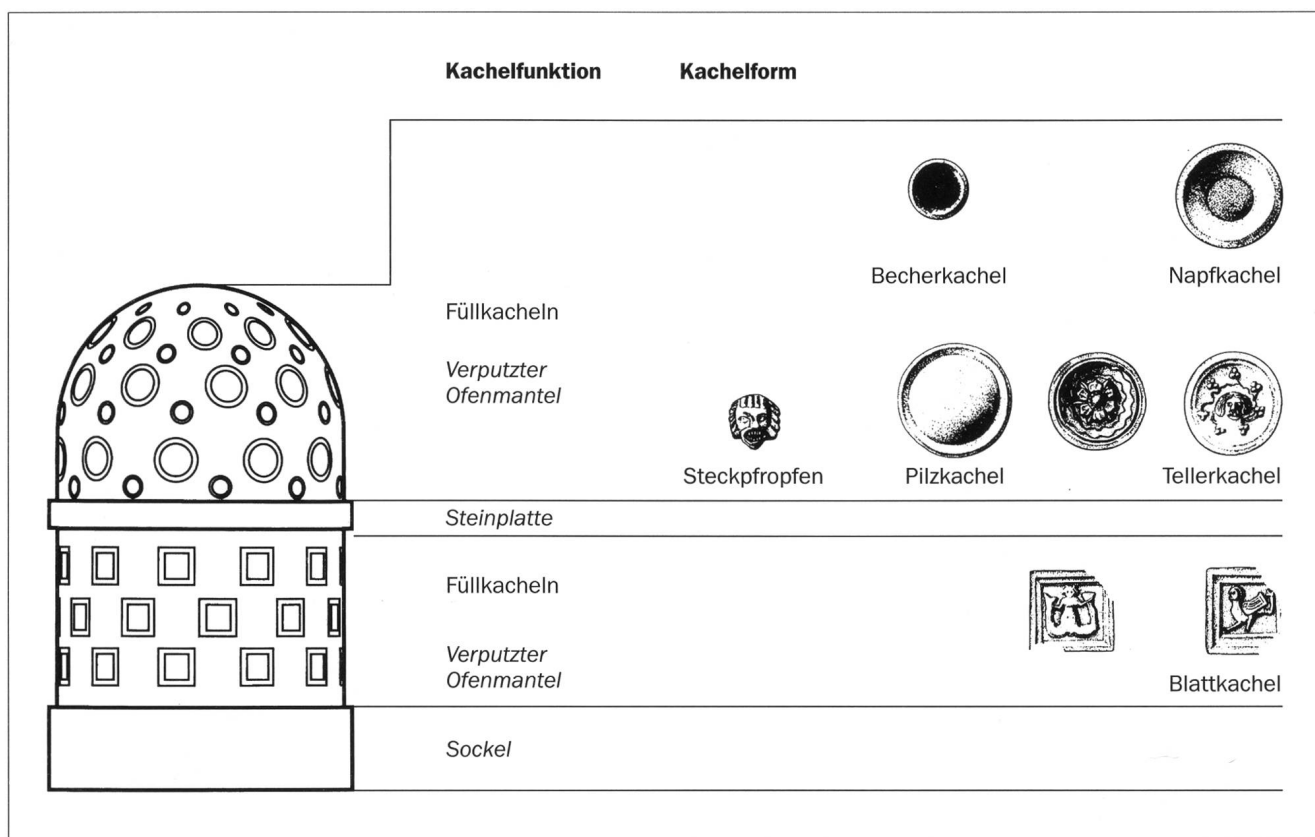


Abb. 40 Schematische Darstellung eines imaginären Ofens des 14. Jahrhunderts. Zweigeteilter, zylindrischer Ofen mit Kuppel, teilweise verputztem Ofenmantel, Sockel und Steinplatte. Nach Roth Kaufmann 1994, 46.

siehe auch Titelbild). Der Mann trägt einen Vollbart und einen Mittelscheitel. Die Haare fallen in leichten Locken zu beiden Seiten des Gesichts bis unterhalb der Ohren. Die Augen sind sehr sorgfältig gearbeitet, die Pupillen sind deutlich zu erkennen und der Blick wirkt lebendig. Darstellungen von Masken oder Gesichtern finden sich in der Ofenkeramik eher auf Pilzkacheln, Blattkacheln oder auf Steckpfropfen.²⁰ Aus Bern ist eine Tellerkachel mit einem maskenähnlichen Kopf im Zentrum bekannt, der eine stilisierte Blattranke im Mund hält. Diese Kachel wird in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert (Roth Kaufmann 1994, 112, Nr. 27). Ein zu den Exemplaren vom Kohli-berg 6 ähnliches Gesicht ist auf einer Blattkachel von der Wasserburg Mülenen, Gemeinde Schübelbach SZ zu erkennen (Abb. 39). Dieser Mann trägt aber längere Haare und sein Gesicht ist schmäler und langgezogen. Wohl auf Grund der asketischen Gesichtszüge, der langen, wallenden Haare und des langen Barts wird die Person als Heiliger, eventuell gar als Christus angesprochen.²¹ Eine solche Interpretation kommt auch bei unseren Exemplaren in Frage – sicherlich eher als eine Deutung als Maske, da dazu die Gesichtszüge viel zu lebendig wirken.

Die Kachel Nr. 134 zeigt einen Teil des Geweihs eines nach rechts laufenden Hirsches. Darstellungen von Hirschen auf Tellerkacheln finden sich relativ häufig. Bei Nr. 135 ist nicht klar, ob es sich um eine Teller- oder um eine Blattkachel handelt. Es sind zwei gefiederte Beine mit Krallenfüßen zu sehen – vielleicht die Darstellung eines Greifen. Bei insgesamt elf Kacheln ist das Motiv nicht zu erkennen. Bei fünf davon lässt sich jedoch sagen, dass ihr Bildfeld keine Rosette zeigte, da der Ansatz des Medaillons noch vorhanden ist und somit die Blätter der Rosette zu sehen sein müssten.

Tellerkacheln tauchten erstmals um 1300 auf und erlebten in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ihre Blütezeit. Zu dieser Zeit wurden sie entweder auf der Drehscheibe angefertigt oder in Model gepresst. Als Dekor-motiv fanden Rosetten in verschiedenen Ausprägungen Verwendung. Unsere zehnb-lättrigen Rosetten dürften jünger sein und in die Mitte des 15. Jahrhunderts datieren. Figürliche Darstellungen sind wahrscheinlich erst im späteren 14. Jahrhundert anzusetzen. Tellerkacheln verschwanden im Laufe des 15. Jahrhunderts, später kamen sie nur noch ausnahmsweise vor (Tauber 1980, 317, 325, 335).

Blattkacheln (Abb. 38)

An Blattkacheln sind nur drei Individuen nachzuweisen, die alle über weisser Engobe dunkelgrün glasiert sind. Alle haben geometrische und florale Motive. Nr. 136 mit einer Seitenlänge von 16 Zentimetern und einem abgetreppten Rand zeigt vier Eichenlaubblätter in Sternform in einem eingeschriebenen Quadrat. Die Ecken sind mit kleinen Sträuchern ausgefüllt. Von zwei weiteren Kacheln sind nur kleine Fragmente erhalten (Nrn. 137, 138). Sie sind beide flach, ohne erhabenen Rand und zeigen Dekormotive mit Bögen, Blumen und Blattwerk.

Blattkacheln wurden in der Region erstmals in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verwendet. Schon früh waren unterschiedliche Rahmenformen zu erkennen. Der balkenartige Rahmen der Kachel Nr. 136 tauchte um 1340 auf (Tauber 1980, 329). Im ausgehenden 15. Jahrhundert gab es zwei Gruppen von Blattkacheln: Zum einen die meist prächtig verzierten Einzelstücke mit zugehörigem Rahmen, dazu zählt Nr. 136; zum anderen Kacheln ohne Rahmen mit Rapportmuster. Diese erzielten erst in Kombination mit weiteren Kacheln desselben Musters den erwünschten Effekt. Dazu gehören die Nrn. 137 und 138 mit den Bogen- und Blattwerkmotiven (Roth Kaufmann 1994, 28).

Rekonstruktionsversuch

Mindestens 69 unglasierte und 37 glasierte Napfkacheln sind im Keller G34 zum Vorschein gekommen. Dies scheint mir doch eine zu grosse Anzahl an Kacheln für einen einzigen Ofen zu sein, zumal die glasierten Napfkacheln ausgesprochen gross sind. Man könnte sich gut vorstellen, dass die 21 Tellerkacheln einen Teil eines Kachelofens zierten – zum Beispiel die Kuppel –, während der restliche Teil mit Napfkacheln aufgebaut wurde. Fraglich ist hingegen, was man mit drei Blattkacheln anstellen könnte, zumal diese nicht einheitlich sind. Es ist durchaus möglich, dass sie nicht einmal zum selben Ofen gehörten. Aus drei Blattkacheln allein lässt sich aber auf alle Fälle kein Ofen bauen. Sehr wahrscheinlich wurden gut erhaltene Blattkacheln – und wohl auch Tellerkacheln – eingesammelt, um später in einem neuen Ofen wiederverwendet zu werden. Natürlich ist auch damit zu rechnen, dass nicht aller Schutt im Keller G34 «entsorgt» wurde und dass weitere Blattkacheln irgendwo anders weggeworfen wurden.

Wie könnten nun der Ofen, respektive die Öfen des stattlichen Anwesens am Kohliberg ausgesehen haben? Beispiele von rekonstruierten, spätmittelalterlichen Kachelöfen sind der aus Becherkacheln bestehende Ofen von Winterthur/Metzgergasse und der jüngere Ofen von Schauenberg-Hofstetten ZH, verziert mit Viereck-, Napf- und Becherkacheln. Die Kuppel des Ofens aus Winterthur bestand aus rund 85 Becherkacheln, die 1,5–5,5 Zentimeter auseinander lagen. Er datiert ins beginnende 13. Jahrhundert (Matter/Wild 1997, 79–82; Abb. 4). Der Ofen vom Schauenberg wurde aus 200 Kacheln rekonstruiert. Der Sockel war quadratisch und ging fließend in eine zylindrische Form über. Den Abschluss bildete wahrscheinlich eine Kuppel. Datiert wird dieser Ofen in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. (Winiger u. a. 2000, 60–66 u. Abb. 71). Die Kacheln beider Öfen weisen aber alle keine so grossen Ausmasse auf wie die glasierten Napfkacheln aus Dornach.

Dem Ofenkeramikspektrum aus dem Erdkeller G34 am besten entspricht die schematische Darstellung eines imaginären Ofens des 14. Jahrhunderts, die Roth Kaufmann (1994, 44–46, Abb. 38) mit Teilen des Berner Fundgutes erstellt hat, und die sie aus zeitgenössischen bildlichen Darstellungen ableitet (Abb. 40). Dieser Ofen besteht aus einem gemauerten Sockel und einem kubischen oder zylindrischen Ofenkörper, der bereits im 14. Jahrhundert aus lückenlos aneinandergereihten Blattkacheln aufgebaut sein kann. Möglich ist auch, dass dieser Teil mit Tellerkacheln ausgefüllt wird. Darüber folgt eine

Steinplatte als Gesims. Den Abschluss bildet der markante, gewölbte Oberteil, ein verputzter Ofenmantel mit eingefügten Napf- und Tellerkacheln. Die Kombination von Tellerkacheln und glasierten Napfkacheln am gleichen Ofen erzeugt eine unterschiedliche «Tiefenwirkung» (Tauber 1980, 317). Auch Becher- und Pilzkacheln sowie Steckpfropfen, die – im Gegensatz zum imaginären Ofenmodell – in Dornach nicht vorhanden sind, werden in diesen Teil eingebaut. In diesem Modell liessen sich alle im Erdkeller G34 vorkommenden Kacheltypen unterbringen – ganz im Gegensatz zum typischen Turmofen des 15. Jahrhunderts, der ausschliesslich aus Blatt-, Gesims-, Nischen- und Kranzkacheln aufgebaut ist (Roth Kaufmann 1994, 47, Abb. 40). Natürlich sind mit drei – zudem ungleichen – Exemplaren deutlich zu wenig Blattkacheln für das ältere Modell vorhanden. Mit 21 Tellerkacheln liess sich ein solcher Ofenkörper sehr wohl verzieren. Aber die insgesamt über 100, zum Teil sehr grossen Napfkacheln sind sicherlich nicht in einem einzigen Ofen unterzubringen. Es ist wohl mit mindestens zwei Öfen zu rechnen. Möglicherweise hat zumindest einer der Öfen in etwa dem oben geschilderten Schema entsprochen. Bedacht werden muss, dass ein Ofen bis zu 100 Jahre Bestand haben konnte.²² Somit ist es durchaus denkbar, dass im Gebäude am Kohliberg ein Ofen stand, der ans Ende des 14. Jahrhunderts zu datieren ist. Die eher späten, sehr grossen glasierten Napfkacheln könnten bei einer Ofenreparatur verwendet worden sein. Sie weisen vielleicht aber auch darauf hin, dass im 15. Jahrhundert ein Ofen nach «altertümlichem» Schema gebaut wurde und nicht ein aus Blattkacheln bestehender Turmofen, wie er eigentlich in dieser Zeit zu erwarten wäre. Man kann sich fragen, wieso in diesem stattlichen Gebäude nur relativ schlichte, vorwiegend mit Napfkacheln verzierte Öfen in Gebrauch waren. Dazu müssen neue Erkenntnisse zur Ofenform und zur Verwendung unreliefierter Ofenkeramik herangezogen werden. Auch Öfen mit Napfkacheln waren oft prunkvoll ausgestattet, indem der zwischen den Kacheln angebrachte Ofenlehm reich verziert wurde, zum Beispiel mit architektonischen Elementen. Auf diese Weise konnte ein Bauherr seinen Prunk- oder Repräsentationswillen ebenfalls zur Schau stellen. Ofenlehmstücke mit Dekorspuren blieben aber selten erhalten – auch vom Kohliberg gibt es keine davon. Ein Ofen, der vorwiegend aus Napfkacheln bestand, muss also nicht gleich auch ein billiger oder «einfacher» Ofen gewesen sein (Roth Heege 2002, 349). «Normale» Bauernhäuser besaßen wohl gar keine Kachelöfen, sondern nur offene Feuer-

stätten oder Herdstellen. Schon dadurch unterschied sich das Gebäude am Kohliberg auch bloss mit einem schlichten Ofen von einem Bauernhaus (Othenin-Girard 1994, 296).

Die Frage, wo sich diese Öfen innerhalb des Gebäudes befanden, lässt sich nicht beantworten. Die Verteilung der wenigen Ofenkeramik ausserhalb der Kellergrube G34 lässt mich die vorsichtige Vermutung formulieren, dass in den Südwestecken der Trakte I und II sich je ein Ofen befunden haben könnte.

Glasfunde

Bis ins frühe 14. Jahrhundert überzog in der Region Basel importiertes Glas aus Venedig und Byzanz. Glasfunde aus regionaler Produktion stammten zuerst vor allem aus dem südlichen Schwarzwald. Erst mit der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert nahm die Zahl der Glashütten deutlich zu. Wichtig waren ausreichende Vorräte an Rohmaterialien, vor allem an Brennholz für die Öfen. Deshalb wurden Glashütten in dicht bewaldeten Gebieten angelegt. In der Klus von Balsthal waren 1472 über 20 Personen in der Glasproduktion tätig. Um 1500 entstanden weitere Glashütten in Aarwangen und Murgenthal (Meyer 1977, 176–181).

Am Kohliberg wurden 54 Glasindividuen gefunden, aber nur ein Fünftel davon stammt aus dem Erdkeller G34. Viele der Gläser ausserhalb des Kellers sind neuzeitlich zu datieren.

Hohlglas (Abb. 41)

Eines der fünf Hohlgläser aus dem Erdkeller G34, ein türkisblauer Nuppenbecher des Schaffhauser Typs mit gekniffenem Fussring ist durch 34 Fragmente vertreten (Nr. 139). 24 Nuppen mit Durchmessern zwischen 1,8 und 3 Zentimetern, Teile des Randes und der gesamte Fussring sind erhalten. Vergleichsstücke werden gegen Ende 14. und Anfang 15. Jahrhundert datiert (Baumgartner u. a. 1988, 297, Nr. 340). Es ist das einzige am Kohliberg gefundene Trinkgefäss. Unter der Geschirrkemik finden sich keine Becher oder andere entsprechende Gefässe. Möglicherweise wurde vor allem aus Holz- oder Metallbechern getrunken. Die vier Wandscherben Nr. 140 gehören zu einer doppelkonischen, gestauchten Flasche. Diese Flaschen bestehen aus einer einzigen Glasblase, die Wand wird beim grössten Umfang in der Mitte in einen hohlen Ring nach innen gestülpt. Dieser Stauchungsring machte die Flasche an dieser heiklen Stelle stabiler (Kashnitz 1984, 51). Nr. 140 besteht aus dunkelolivgrünem Glas mit einer aufgerauten Oberfläche und hat stellenweise einen braunen, irisierenden Belag. Doppelkonische

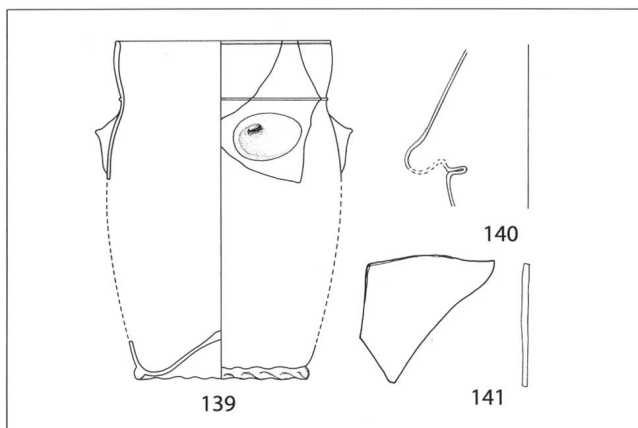


Abb. 41 Dornach/Kohliberg 6. **139/140** Hohlgläser; **141** Flachglas. M 1:3.

Flaschen und Flaschen mit Stauchungsring tauchten in der Region Basel bereits im 12. Jahrhundert auf. Im 14./15. Jahrhundert wurden sie als Massenware hergestellt und noch bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts produziert und verwendet. Sie dienten als Trinkflaschen, aber auch zum Aufbewahren von Arzneien, alkoholischen Getränken oder Tinte.²³

Flachglas (Abb. 41)

Im 14. und 15. Jahrhundert war es in vornehmen Häusern üblich, die Fensteröffnungen zu verglasen. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts waren alle Bürgerhäuser Basels mit Glasfenstern versehen (Kashnitz 1984, 40). In der Kellergrube G34 wurden sechs Fragmente von mindestens drei verschiedenen Flachgläsern gefunden, die alle einen leicht grünlichen Farbton aufweisen. Keines der Gläser lässt sich eindeutig als «Fensterglas» identifizieren; keines zeigt deutliche Kröselspuren. Bei Nr. 141 könnte es sich zumindest der Form nach um einen Dreieckszwickel handeln. Solche Dreieckszwickel füllten die Flächen zwischen den Butzenscheiben aus. In fast allen Grabungsflächen – und zweimal auch im Keller G34 – wurde mit Mörtel und Lehm verbackenes, grünliches Glas gefunden. Diese «Glasschlacken» wogen zwischen 30 und 220 Gramm. Die meisten Stücke wurden entlang der Hofmauer M4 gefunden. Es könnte sich um Fensterscheiben gehandelt haben, die bei sehr grosser Hitze mit Mörtel und Lehm verschmolzen.

Metallfunde

Die Metallfunde befanden sich zur Zeit der Bearbeitung in einem sehr schlechten, un restaurierten Zustand. Da darunter einige spezielle Stücke sind, soll hier trotzdem darauf eingegangen werden. Mit 9,6 Kilogramm beziehungsweise 81% wurde der grösste Teil der Metallgegenstände im Keller G34 gefunden. Mit 5,3 Kilogramm stammen mehr als die Hälfte aus der untersten Schicht 4f der

Grubeneinfüllung. Die Eisenfunde überwiegen im gesamten Metallfundmaterial mit 98% sehr deutlich, die restlichen 2% bestehen zur Hauptsache aus Bronze, aber es gibt auch einige wenige Fundstücke aus Blei und anderen Metallen.

In der ganzen Ausgrabungsfläche wurden mindestens 154 Metallobjekte gefunden, die in Funktionsgruppen eingeteilt wurden. Zur Gruppe «Werkzeuge» gehören im Erdkeller G34 eine Ahle oder Meissel, zwei oder drei Bohrer (Nr. 142), wahrscheinlich zwei Sichel (Nr. 143) und zwei Äxte oder Beile (Nr. 144). Bohrer mit spiralförmigem Ende wie Nr. 142 kamen bereits im 11. Jahrhundert vor (Binding 1987, 19). Die genaue Zeitstellung des vorliegenden Werkzeuges ist unklar. Ähnliche Objekte wurden auch in der Waserburg Mülenen gefunden. Dort sind an einem Bohrer sogar noch Reste des Querholzes erhalten (Meyer 1970, 166 u. 241, E153–E155). Auch in der stark korrodierten Fassung des Drehstabes von Nr. 142 könnten noch Überreste eines Querholzes stecken. Bei Nr. 143 ist die Deutung als Sichel unklar; es konnte kein überzeugendes Vergleichsbeispiel gefunden werden. Möglicherweise han-

delt es sich aber auch um einen so genannten «Gertel», ein multifunktionales Werkzeug zum Hacken, Schneiden oder Spalten von Fleisch oder weichem Holz oder um eine fragmentierte Sense.²⁴ Zum Beil Nr. 144 konnte ebenfalls kein Vergleich gefunden werden, da üblicherweise die Schäftung – im Gegensatz zu unserem Stück – ganz hinten angebracht wurde (Abb. 42). Ein weiteres Beil, diesmal ein Tüllenbeil, ist mit einem an einem Ring befestigten Stab und einer undefinierbaren, runden Platte zusammenkorrodiert (Nr. 145). Wahrscheinlich befand sich sogar noch ein wenig Holz in der Beilschäftung. Beim angerosteten Stab mit Ring könnte es sich um einen Radnabendorn handeln. Auch ein Flösser- oder Schifferhaken wird zur Gruppe «Werkzeuge» gezählt (Nr. 146, Abb. 42). Der abgebogene Haken diente dazu, die Holzstämmen zu sich zu ziehen, indem die Spitze ins Holz eingeschlagen wurde. Der nach vorne gerichtete und ebenfalls leicht ausbiegende «Stösser» wurde eingesetzt, um die Stämme von sich weg zu stossen (Schmitter 1991, 153). Aus dem 15. Jahrhundert sind auf der Birs bei Dornach Holzflösser aus Basel überliefert; im 16. Jahrhundert wurde in Dornach ein Flussholzzoll erhoben.²⁵ Schliesslich stammen auch gegen 30 Nägel aus der Grube G34.

Vier Pfeileisen, eine Tülle, die zu einer Lanzen spitze gehören könnte, sowie ein Armbrustbolzen (Nr. 147) wurden in der Gruppe der «Waffen» zusammengefasst.²⁶ Der Bolzen ist etwa 13 Zentimeter lang und wiegt in seinem heutigen Zustand 175 Gramm. Diese Masse weisen ihn als Wallarmbrustbolzen aus. Wallarmbrüste waren leistungsfähiger als «normale» Armbrüste, sie verfügten über eine spezielle Aufzugsvorrichtung und konnten auch als Mauerbrecher eingesetzt werden. Die frühesten Wallarmbrustbolzen mit rhombischem Querschnitt wie bei Nr. 147

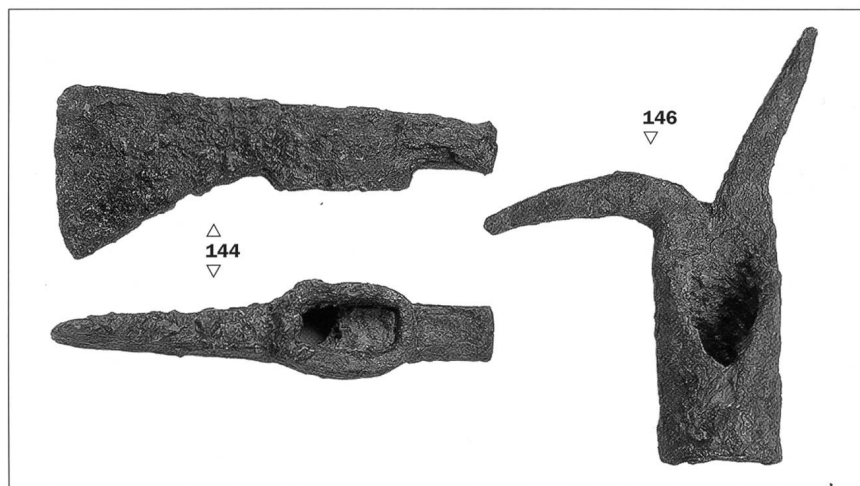


Abb. 42 Dornach/Kohliberg 6. **144** Beil; **146** Flösserhaken. M 1:3.

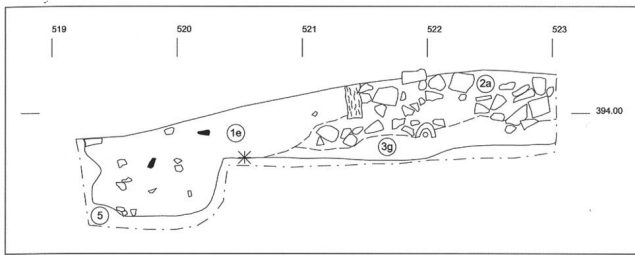


Abb. 43 Dornach/Kohliberg 6. Profil P29 durch den Steintrakt II.

1e Mauerplünderung;
2a Mauerversturz;
3g Gehhorizont Trakt II;
5 anstehender Lehm.
 Der Stern bezeichnet die Fundlage der Schabmadonna.

datieren ins ausgehende 12. Jahrhundert. Die Form war sehr langlebig und bis ins 16. Jahrhundert im Einsatz (Zimmermann 2000, 46–53, Nr. 720).

Die Messer machen mit fünf Exemplaren aus dem Keller G34 eine eigene Gruppe aus. Als Beispiel wird Nr. 148 aufgeführt. Hier liegen der gerade Rücken, der im Querschnitt dreieckigen Klinge, und die schmale, im Querschnitt quadratische Griffangel in einer Linie. Messer mit Griffangel werden ins 13. bis 15. Jahrhundert datiert (Meyer 1970, 158 u. 234, E43–E74).

Unter dem Begriff «Reiten» sind vier Hufeisen und ein vollständiger Sporn mit sechsstrahligem Rädchen (Nr. 149) zusammengefasst.²⁷ Der Sporn wurde mit Hilfe von Lederriemen, die durch die Doppelösen geführt wurden, am Fuss befestigt. Am rechten Spornbügel sind wahrscheinlich Lederreste ankorrodiert. Ähnliche Stücke, die aber alle ein achtzackiges Rad aufweisen, wurden in der Ruine Scheidegg bei Gelterkinden BL oder der Wasserburg Mülmen SZ gefunden. Sie datieren in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts.²⁸

Zur Gruppe «Kleidung» gehören Gürtel- und Riemenschnallen.²⁹ Fünf eiserne Gürtelschnallen stammen aus der Grube G34, eine D-förmige (Nr. 150) und vier runde. Weiter gibt es je eine langrechteckige und eine runde, kleine bronzene Schnalle, die wohl als Riemenschnallen zu interpretieren sind. Eine bronzene, verzinnete oder versilberte Schnalle hat die Form einer Doppelstange (Nr. 151).³⁰ Der an einem dünnen Mittelsteg befestigte Dorn ist aus Eisen, ein Teil des Ledergürtels ist daran ankorrodiert.

In die Gruppe «Möbel» werden Beschläge, Krampen, Scharniere und Schlüssel eingeordnet. Nr. 152 ist ein mit über 15 Zentimeter Länge sehr grosser Schlüssel mit vollem Schaft und ungefähr quadratischem, m-förmigem Bart. Der insgesamt 21 Zentimeter lange zungenförmige Beschlag Nr. 153 könnte ein Teil einer Türangel sein.³¹ Das kleine Scharnier Nr. 154 mit einer 10×2,8 Zentimeter grossen, langrechteckigen Platte war wohl eher an einem Kästchen befestigt. Ein weiteres Scharnier, zwei «Krampen» sowie sechs Beschläge kamen ebenfalls zum Vorschein.³²

Verhältnismässig viele Metallfunde aus dem Keller G34 stammen aus den tiefer liegenden Schichten direkt an der Grubensohle. Vielleicht rutschten sie beim Einsturz der Mauer M6 mit in die Kellergrube, wo sie nicht mehr erreicht, eingesammelt und wiederverwertet werden konnten, wie dies im oberen Teil und ausserhalb des Kellers zu erwarten ist. Vielleicht befanden sich auch so viele Eisenfunde an der Grubensohle, weil der Erdkeller als Lagerraum für Werkzeuge oder als Werkstatt genutzt wurde. Die Metallfunde aus den untersten Schichten waren aber sehr durchmischt, es fanden sich dort nicht nur Werkzeuge, sondern auch die Türangel, der Schlüssel, der Sporn und zwei Hufeisen.

Münzen

Bei der Ausgrabung Kohliberg 6 wurden zwei Münzen entdeckt. Zum einen ein Antoninian des Maximianus I. Herculus (Inv.Nr. 28/6/81), der in die Jahre 290/291 datiert wird. Diese Münze wurde zwar im Keller G34 gefunden, stammte aber sicherlich aus den westlich benachbarten römischen Bauten. Ebenfalls aus der Kellergrube G34 kommt ein Double Mite aus Namur, der in die Jahre 1337–1391, in die angenommene Belegungszeit des Gebäudekomplexes am Kohliberg datiert werden kann (Inv.Nr. 28/6/76).³³

Schabmadonnen

Auch zwei so genannte Schabmadonnen kamen zum Vorschein. Schabmadonnen waren dem Gnadenbild des Klosters Einsiedeln nachgebildet und ein beliebtes «Souvenir» einer Pilgerfahrt nach Einsiedeln. In Notzeiten schabte man etwas heilbringenden Staub von den 3–11 Zentimeter kleinen Figuren ab – deshalb der Name «Schabmadonna». Auf sie soll hier nicht weiter eingegangen werden, da sie von Gutzwiller (1997, 65, Abb. 18 u. 67–69) ausführlich behandelt werden.

Die Fundlage einer der Schabmadonnen ist jedoch für die Datierung des Befundes von Bedeutung. Sie kam innerhalb des Traktes II direkt über dem anstehenden Material, angeblich in der vom Mauerversturz überdeckten Schicht 3g – dem «Gehhorizont» – zum Vorschein. Sie müsste also älter sein als die

Zerstörung des Gebäudes. Die Schabmadonna ihrerseits muss nach der Errichtung des Einsiedler Gnadenbildes im Jahre 1465 entstanden sein, was zugleich auch einen terminus post quem für die Zerstörung des Steingebäudes ergeben würde (Gutzwiller 1997, 69). Aber die Fundlage des Stückes ist nicht klar genug umschrieben, um die Datierung des gesamten Befundes daran zu fixieren (Abb. 43). Denn knapp 1 Meter neben der Schabmadonna befand sich ein als «modern» bezeichnetes Stück Holz, westlich davon war kein Bauschutt mehr vorhanden und auch die Mauer M4 war vollständig ausgehoben. Anscheinend wurde bis zu diesem Holzstück – das möglicherweise von einem alten Zaun als Grundstücksgrenze stammt – das Gelände auf der Suche nach Baumaterial umgegraben. Da die Schabmadonna jedoch nur ungefähr 20 Zentimeter von der geplünderten Mauer M4 entfernt, westlich des Holzstückes, gefunden wurde und der genaue Verlauf der Plünderungsgrube anhand der Dokumentation nicht festgestellt werden kann, ist auch eine spätere Ablagerung an dieser Stelle nicht auszuschliessen. Vergleichsstücke werden zudem typologisch erst dem 17./18. Jahrhundert zugewiesen. Die zweite Madonna kam in einer stark durchwühlten Versturzschiene zutage und wird typologisch ebenfalls ins 17. oder ins 18. Jahrhundert datiert.³⁴

Zusammenfassung

Das Fundmaterial der Ausgrabung Dornach/Kohliberg 6 hinterlässt nicht den Eindruck eines auffallend reichen Haushaltes. Die Geschirrkemik mit ihren zahlreichen Töpfen ist recht gewöhnlich und im Vergleich zu Basler Funden nicht besonders zeitgemäss. In zeitgleichen Basler Ensembles fällt ein deutlich geringerer Anteil an Töpfen und ein grösserer an Dreibeingefässen oder an Schüsseln auf. Jedoch weist nur schon die grosse Anzahl an Geschirr auf eher wohlhabende Bewohner am Kohliberg hin.

Auch die Ofenkemik ist eher einfach beschaffen; die grosse Mehrzahl der Kacheln ist unverziert. In einem Steingebäude eines spätmittelalterlichen Dorfes dürfte eigentlich ein prunkvollerer Ofen mit zahlreichen Reliefkacheln zu erwarten sein. Aber bereits die Tatsache, dass sich die Bewohner des Gebäudes am Kohliberg an einem Kachelofen aufwärmen konnten, hebt sie deutlich von ihren bäuerlichen Nachbarn ab. Auch die Glasfunde sind nicht besonders prunkvoll und zudem eher selten. Das Spektrum der Metallfunde ist sehr durchmischt, es reicht von Werkzeugen über Waffen und Reiterausrüstung, Scharnieren und anderen Möbel- oder Einrichtungsbestandteilen bis hin zu Gürtelschnallen als Zubehör der Kleidung.

Vor allem die Waffen wie die Pfeilspitzen, der Armbrustbolzen sowie der Reitersporen weisen darauf hin, dass es sich am Kohliberg nicht um ein «normales» Dorfanwesen handelte. Möglicherweise sind die letztgenannten Objekte als Spuren einer gewaltsamen, kriegerischen Zerstörung zu deuten. Natürlich muss auch die Möglichkeit im Auge behalten werden, dass nicht alle Reste dieser Zerstörung im Erdkeller «entsorgt» wurden. «Bessere» Fundgattungen wie Metallgefässe, Glas und Einrichtungsgegenstände könnten eingesammelt worden sein. Denkbar wäre auch, dass der Zerstörungsschutt in weiteren, unentdeckten Gruben entsorgt wurde. Die grossen Fundmengen vor allem an Napfkacheln, Gefässkeramik und Metall im Erdkeller G34 lassen jedoch darauf schliessen, dass – wenn vielleicht auch nicht alles – aber doch sehr viel an ehemaligem Hausrat hier entsorgt wurde.

Ein grosser Teil des Fundmaterials der Grabung Kohliberg 6 stammt aus dem Erdkeller G34. Dieser wurde zu einem bestimmten Zeitpunkt aufgegeben und eingefüllt. Diese Verfüllung muss sehr rasch vor sich gegangen sein, da in der Geschirr- und der Ofenkeramik mehrfach Passscherben durch alle Schichten hindurch nachgewiesen werden können. Die Funde aus dem Keller sind somit als geschlossener Fundkomplex zu betrachten. Die meisten Funde stammen aus den beiden untersten Schichten 4e und 4f, der eigentlichen Grubenverfüllung, und aus der darüber liegenden, stark mit Holzkohle versetzten Schicht 4d, die über die Grubenränder hinauszieht. Aber auch in den «natürlichen Ablagerungen» über der eigentlichen Kellergrube (Schichten 4a–4c) gab es noch einige Passscherben (Abb. 18, 21, 22).

Die Datierung der Funde aus dem Erdkeller G34 – vor allem anhand der Geschirr-, aber auch anhand der Ofenkeramik – weist ins 14. und 15. Jahrhundert. Einige wenige Keramikfragmente direkt von der Grubensohle zeigen ältere Merkmale, wie zum Beispiel einen Leistenrand. Vielleicht fielen sie beim Aushub des Kellers in diesen hinab und bildeten eine Art «Bauhorizont». Die Mehrheit der Keramikgefässe datiert in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Einige Keramikfunde deuten auf eine spätere Datierung im 15. Jahrhundert hin, jedoch lassen sich in keinem Fall Merkmale des 16. Jahrhunderts nachweisen. Die wenigen vorhandenen Glas- und Metallfunde bestätigen diese Datierungen.

Gutzwiller (1997, 70) vermutet einen Brand als Grund für die Zerstörung des Gebäudes und die darauffolgende Verfüllung des Kellers G34 mit dem Hausrat. Es gibt aber nur wenige Fundstücke, die einen Brand bestätigen würden. Nur einige Töpfe, Dreibeinge-

	Schloss	Dorf	
10. Jh.	Saugern-Pfeffingen	Saugern-Pfeffingen	
12. Jh.	Neu-Thierstein		
14.2.1307		Thiersteiner	
Frühes 14. Jh.	Thierstein-Farnsburg	Thierstein-Farnsburg	
14. Jh.		(Bischof von Basel)	
26.5.1360	Rudolf IV. von Österreich	Thierstein-Farnsburg	
1384	Herzog Leopold III.	Leupold III.	Thiersteiner
10.10.1394	Efringer	Efringer	Thiersteiner
1441		Efringer	Thiersteiner ¹
Nach 1441	Konrad von Hallwil	Konrad v. Hallwil	Thiersteiner
1462	Efringer	Efringer	Efringer ²
1485	Solothurn	Solothurn	Thiersteiner
1502	Solothurn	Solothurn	

fässe und Ofenkacheln weisen Zeichen eines sekundären Brandes auf. Diese Fundgruppen stehen jedoch ohnehin mit Feuer und Hitze in Kontakt, und Spuren eines sekundären Brandes könnten auch auf einen Unfall am Herd oder am Ofen zurückzuführen sein. Die Entstehung der erwähnten «Glasschlacken» muss aber wohl auf sehr grosse Hitzeeinwirkung zurückgeführt werden.

4. Historischer Exkurs³⁵

Besitzverhältnisse (Abb. 44)

Das Gebiet um Dornach gehörte wohl seit dem 10. Jahrhundert als Eigengut dem Haus Saugern-Pfeffingen, welches um 1180/90 ausstarb. Die Grafen von (Neu-)Thierstein übernahmen die Burg Dorneck als Erbe. Von dieser frühen Burg sind keine archäologischen Spuren vorhanden (Faccani 1999, 9–11). Die erste Erwähnung des Dorfes Dornach erfolgte im Jahre 1223, als der Leutpriester Johannes de Tornacho in einer Urkunde genannt wurde.³⁶ Graf Rudolf von Thierstein und seine Frau Adelheid erhielten am 14. Februar 1307 «den Hof und das Haus» in Dornach vom Kloster Beinwil als Lehen, das nach ihrem Tod wieder an das Kloster zurückfallen sollte (Merz 1910, Bd. 1, 244). Auch die Bischöfe von Basel besaßen im 14. Jahrhundert Land in Dornach, dessen Abgaben sie teilweise an reiche Basler Bürger verpfändeten. Im frühen 14. Jahrhundert trennte sich die neu-thiersteinische Familie in mehrere Linien auf, die Burg Dorneck wurde dem Familienzweig Thierstein-Farnsburg zugesprochen. Der Chronist F. Haffner überliefert, dass das Schloss Dorneck im «Basler» Erdbeben von 1356 zerstört worden sei; bis heute ist unklar, ob dies tatsächlich der Fall war (Faccani 1999, 9 u. Anm. 28 u. 30). Am 26. Mai 1360 musste Sigmund II. von Thierstein-Farnsburg die «Burg zu Tornegg» für 400 Mark Silber an Herzog Rudolf IV. von Österreich übergeben, nahm sie jedoch wieder als erbliches Lehen

Abb. 44 Besitzverhältnisse von Schloss und Dorf Dornach im Mittelalter.

¹ Gemeinsames Gericht unter Meier Kuno Gredler (Merz 1910, Bd. 1, 246, Anm. 17).

² Für kurze Zeit konnten die Efringer die zweite Hälfte Dornachs von den Thiersteinern pfänden (Merz 1910, Bd. 1, 247).

an. Sigmunds Witwe Verena von Neuenburg-Nidau verkaufte unter Vorbehalt eines Rückkaufrechtes 1384 Herzog Leopold III. von Österreich für 2300 Gulden die Burg und das halbe Dorf Dornach sowie das Dorf Gempen. Sie behielt die zweite Hälfte des Dorfes und die Fischenzen (Fischereirechte) in der Birs. Herzog Leopold war selbst bald mit 2000 Gulden verschuldet, so dass er am 10. Oktober 1394 den Besitz an seinen Gläubiger, den Basler Henmann Efringer verpfänden musste.³⁷ Nach 1441 ging das Pfand als Erbe auf Junker Konrad von Hallwil über, der mit den Efringern verschwägert war. Spätestens um 1462 fiel das Lehen wieder an die Efringer zurück. Die Brüder Bernhard und Henmann, Enkel des erwähnten Henmann Efringer, besaßen vorübergehend sogar die Rechte am Schloss und am ganzen Dorfe Dornach, da sie die zweite Hälfte von den Thiersteinern als Lehen erhalten hatten.

Der Adel verlor im 15. Jahrhundert zunehmend an Macht und Einfluss und die Städte nahmen ihre Stelle als «Grundherren» ein; dies trifft auch auf Dornach zu. Bernhard von Efringen geriet in Geldnot und verkaufte Kornzinsen und Güter an Basler Bürger. Der Stadt Solothurn, die versuchte, sich nördlich des Juras stärker festzusetzen, kam es sehr gelegen, dass ihr Bernhard von Efringen im Jahre 1485 für 1900 Gulden seine Pfandbesitzungen überliess, also unter anderem das Schloss und das halbe Dorf Dornach «mit dem Berg, Reben, Garten, Hüsern, Hoffsteten, Holtz, Veld, Wonn, Weid, Ackern, Matten, Hochwälden, Schidwälden, Wälden und Fronwälden, mit Lu(i)t und Gu(o)t, Zinsen, Stüren, Bällen, Bu(o)ssen, Bessrungen, Dienseten und Wildbännen» und besonders «mit dem halben Teil der hohen und nidern Gerichten und Fischenzen» (Merz 1910, Bd. 1, 250 u. Anm. 33). Einige Besitzungen, die nicht zur Pfandschaft Dorneck gehörten, behielt Bernhard selbst, so «...min Huss garten und hof. Item die safran matten...Item die reben im altweg...».³⁸ Die andere Hälfte Dorn-

achs gehörte immer noch den Thiersteinern, die bis 1498 enge Verbindungen zur Stadt Solothurn pflegten. Die jungen Grafen Heinrich und Oswald von Thierstein stellten sich jedoch im Schwabenkrieg auf die Seite des Kaisers. Im kaiserlich-eidgenössischen Schiedsgericht vom 4. Dezember 1499 nach dem Kriege wurden die Thiersteiner aufgefordert, ihre Schulden an die Solothurner zurückzuzahlen. Da ihnen dies nicht gelang, kam die Stadt Solothurn im Jahre 1502 in den Besitz des Restes der Herrschaft Dorneck, indem sie die Herrschaft den Grafen für 2300 Gulden abkaufte. In den Jahren 1531/32 brachen zwischen Basel und Solothurn Zwistigkeiten über das Hochgericht von Gempfen aus, die als «Galgenkrieg» bekannt sind. Dieser hatte jedoch keinen weiteren Einfluss auf die Kantonszugehörigkeit von Dornach oder Gempfen. Das übrige Birseck gehörte dem Bischof von Basel und kam später zum Kanton Baselland.³⁹

Quellen für einen Meierhof am Kohlberg?

Ein Streit der Brüder Bernhard und Henmann von Efringen um ihre Besitzungen musste im Jahre 1462 durch angesehene Basler Bürger geschlichtet werden. Bernhard übernahm schliesslich die beiden Pfandschaften an Schloss und Dorf Dornach, sein jüngerer Bruder Henmann erhielt andere Einkünfte. Unter anderem «*sol Henman von Efringen bliben das Gut und der Keller die er zu Dornach von Cuni Gredler koufft hat*».⁴⁰ Es ist natürlich verlockend, dieses «Gut mit Keller» mit unserem Steingebäude am Kohlberg gleichzusetzen. Keller kamen in spätmittelalterlichen Dörfern zwar ab und zu vor. Keller in Kombination mit einem Gebäude, das als «Gut» bezeichnet werden darf, dürfte es aber in Dornach um die Mitte des 15. Jahrhunderts nicht viele gegeben haben. Es wurde mehrfach erwähnt, dass es sich beim Steingebäude am Kohlberg um ein herausragendes Gebäude gehandelt haben muss; eine Deutung als Gut des jüngeren Bruders des Herrschaftsinhabers ist durchaus möglich. In diesem Falle müsste für die Zerstörung des Gebäudes ein terminus post quem von 1462 angesetzt werden, da es in diesem Jahr Gegenstand eines Handels war.

Als mögliche Deutung für das spätmittelalterliche Steingebäude wird auch ein so genannter Meierhof vorgeschlagen. Mindestens sechs Dornacher Meier aus dem 15. Jahrhundert sind bekannt, zwei davon namentlich: zum einen 1418 Cüntzli am Zile, zum anderen Kuno Gredler, der 1441 im Namen beider Dorfbesitzer – des Grafen Heinrich von Thierstein und des Junkers Henman von Efringen – bei der Dorflinde zu Gerichte sass

(Merz 1910, 246). Mit diesem Kuno Gredler könnte der oben genannte *Cuni Gredler* gemeint sein, der Henmann von Efringen später das genannte «Gut mit Keller» verkaufte. Falls damit tatsächlich das Gebäude am Kohlberg gemeint ist, wäre es als Meierhof anzusprechen.

Der Schwabenkrieg von 1499

Gutzwiller (1997, 70) vermutet als mögliche Ursache für die Zerstörung des Gebäudes am Kohlberg die Unruhen im Vorfeld der Schlacht bei Dornach. Die blutigen Auseinandersetzungen zwischen der Herrschaft Österreich und den Eidgenossen begannen in den Januartagen des Jahres 1499 und endeten am 22. September desselben Jahres mit dem Basler Friedensschluss. Die kriegerischen Konflikte wurden in Graubünden, am Bodensee und am Oberrhein ausgetragen. Die eigentlichen Kriegsursachen konnte niemand der Beteiligten genau benennen; sie gründeten wohl zum grössten Teil auf gegenseitigen Beleidigungen, verletzten Gefühlen und Rache (Meyer 1999a, 15, 28).

Im Februar 1499 zeichnete sich ab, dass der österreichisch-eidgenössische Krieg auch den oberrheinischen Raum erfassen würde, obwohl nur im Aargauer Jura eidgenössisches Hoheitsgebiet direkt an österreichisches Territorium stiess. Überschneidungen von Herrschaftsrechten komplizierten die Verhältnisse; alte Feindschaften oder Ressentiments brachen wieder auf. Hinzu kamen ungeschickte Versuche Solothurns, sich gewaltsam am Juranordfuss festzusetzen. In den österreichischen Herrschaften am Oberrhein wurden seit Anfang Februar Streitkräfte zusammengezogen.

Am 22. März zog ein österreichischer Verband aus dem Sundgau und dem Fricktal gegen Dornach, um den Einfall einer Schar freier Knechte aus Solothurn, Bern und Luzern abzuwehren. Die beiden Gruppen verpassten sich, zogen plündernd durch die jeweiligen gegnerischen Hinterlande und trafen sich schliesslich auf dem Bruderholz bei Basel zu einem Gefecht. Die Eidgenossen schlugen das gegnerische Fussvolk in die Flucht, worauf von österreichischer Seite her für einige Zeit auf grössere Angriffe aus dem Sundgau gegen die Eidgenossen verzichtet wurde (Meyer 1999b, 56–76).

Vor dem besagten Gefecht zerstörten die Österreicher Dornach. Eine ausführliche Schilderung dieses Tages findet sich bei Tatarinoff, der sich vorwiegend auf die Berichte des Solothurner Vogtes Benedikt Hugi stützt. Die Österreicher seien: «*...vor tag kommen die 3000 stark und in rinek gefallen und hand die knecht welen arstegen und ist aber niemen da gesin und zuo Dornach aoch und*

sin gon Dornach in das Torf gefallen und hant das verbrenet und ist keiner der Unsren umbkommen. Und han ich bie XII Knecht im Schlos gehan, das ich nüt han meagen schaf, aber wir han die Kilen arret und Her Ku(o)nrat Hus und sus, das hie VIII Husren sind pliben...»⁴¹ Auf Schloss Dorneck waren an diesem Tag nur der Vogt Hugi und zwölf Mann Besatzung stationiert und im Dorf Dornach befanden sich an die zehn weitere Mann. Am frühen Morgen wurde Dornach angegriffen und von den österreichischen Verbänden in Brand gesteckt, in der Absicht, danach auch das Schloss einzunehmen. Hugi und seiner Besatzung gelang es, die Kirche, das Pfarrhaus, in welchem der Pfarrer Konrad Bleicher wohnte, und acht weitere Häuser zu retten. Die Eidgenossen hörten davon, kehrten um und stiessen um 11 Uhr morgens auf dem Bruderholz auf die Gegner, die wiederum von der Rückkehr der Eidgenossen vernommen hatten (Tatarinoff 1899, 107–114). Eine zeitgenössische Abbildung der Zerstörung Dornachs findet sich in Nikolaus Schradins Reimchronik des Schwabenkrieges von 1500 (Abb. 17). Deutlich sind der Kirchturm und Dächer von mindestens zwei Häusern zu sehen. Es ist durchaus möglich, dass auch unser Gebäude vom Kohlberg an diesem Tage zerstört wurde. Die Frage stellt sich aber, wieso die Zerstörung dieses «wichtigen» Gebäudes von Hugi nicht erwähnt wurde.

Die Situation beruhigte sich danach, spitzte sich im Juli jedoch wieder zu. Am 15. Juli wurde berichtet «*...wie unser viend uff gestern die Hüser so noch zu Dornegg ufrecht gestanden sind ... in grund verprennt*». Am Tag darauf wurde das Korn auf dem Felde um Dornach zerstört (Amiet 1859, 35, 11). Am 19. Juli meldete der Vogt Benedikt Hugi nach Solothurn, dass ein kleiner Trupp (der Feinde) «*...ist gon Dornach zum Dorf zu(o) trukt und hand uns dru Huser angestasen. In demselben han ich etlich Knecht hinab lasen lofen und sind die Knecht us dem To(r)f und von der Brug zemenkomen und hand die Figen wider us dem Torf gegaet mit Gwal*».⁴² So ist es auch nicht verwunderlich, dass Hugi am 20. Juli an Solothurn schreibt: «*...und welen die von Dornach kein nach(t) im Dorf nüt beliben*», ganz im Gegensatz dazu «*...aber die von sewen und büren han zemen geschweren lib und lieben bie einandren zu lasen und ir hüser und ir gut zu behalten so wit als sie vermegen*».⁴³

Am 22. Juli 1499 kam es zur eigentlichen Schlacht bei Dornach, für deren ausführliche Beschreibung ebenfalls auf Tatarinoff verwiesen sei. Das Schlachtgetöse spielte sich in und zwischen den Dörfern Dornach, Dornachbrugg und Arlesheim ab, wie dies auch auf dem berühmten Dornacher



Abb. 45 Ausschnitt aus dem kolorierten Dreiblattholzchnitt der Schlacht von Dornach, so genannter «grosser Schlachtholzchnitt». Kupferstichkabinett Basel, Inv. X 1876 Sch. 1951.

Schlachtholzchnitt zu sehen ist (Abb. 45). Dornach selbst wird im Schlachtbericht nur selten genannt. So werden etwa ein feindliches Lager in Dorfnähe erwähnt oder eine Kolonne der eidgenössischen Vorhut, die beinahe ungehindert bis in die Gegend von Dornach und gar bis an die Birs vordringen konnte.⁴⁴ Über weitere Zerstörungen im Dorf am Tag der Schlacht kann deshalb nur spekuliert werden, es ist jedoch davon auszugehen, dass solche stattfanden. Es ist unwahrscheinlich, dass ein Gebäude alle diese Angriffe unbeschadet überstehen konnte.

Der Dornacher Schlachtholzchnitt

Es ist ein ausserordentlicher Glücksfall, dass genau von dieser Gegend, die uns interessiert, eine zeitgenössische Darstellung mit grosser Detailtreue existiert. Gemeint ist der berühmte Schlachtholzchnitt von 1499, der vielleicht Rudolf Herri von Basel zuzuschreiben ist (Abb. 45). Das Bild zeigt das Schlachtgeschehen zu verschiedenen Zeitpunkten.⁴⁵ Im Vordergrund ist die Birs zu sehen. Dornachbrugg ist an der über die Birs führenden Brücke klar zu erkennen. Im lin-

ken, hier nicht abgebildeten Teil befinden sich das Dorf Arlesheim und die Burgen Birsneck und Reichenstein. Oben rechts liegt Schloss Dorneck; auf der Schartenfluh am Gempen ist die herannahende Verstärkung der Luzerner und Zuger zu erkennen. Am rechten Bildrand ist die Kirche von Oberdornach abgebildet. Die Lage unterhalb des Schlosses, die Entfernung zu Dornachbrugg und der Wald, der möglicherweise das ansteigende Gelände zwischen Dornachbrugg und Oberdornach darstellt, weisen darauf hin, dass es sich wirklich um die Mauritiuskirche von Oberdornach handelt. Sie ist jedoch falsch ausgerichtet. Der Chor weist in Wirklichkeit nach Osten, in Richtung des Schlosses, und der Kirchturm liegt nördlich davon. Möglicherweise wurde sie im Bild leicht «gedreht», um sie besser zur Geltung zu bringen. Der Etter vor der Kirche markiert vielleicht die Dorfgrenze zu Oberdornach und steht hier stellvertretend für das gesamte Dorf (Zemp 1897, 327). Da Oberdornach in der Schlacht keine Rolle spielte, wurde das Dorf selbst nicht dargestellt.

5. Ergebnisse

Hochmittelalter

Zur hochmittelalterlichen Phase gehört das «Mörtelmischwerk» im Norden der Ausgrabungsfläche (Abb. 6–8). Die Deutung als Mörtelmischwerk ist nicht unproblematisch. Einiges, wie die Form, die Grösse und die konzentrischen Kreise, spricht dafür; anderes, wie die fehlende kompakte Mörteldecke, das fehlende zentrale Pfostenloch oder ein fehlendes zugehöriges Gebäude, lässt daran wieder zweifeln. Mangels einer anderen schlüssigen Deutung wird jedoch an der Interpretation als Mörtelmischwerk festgehalten. Vergleichsbefunde datieren ins Hochmittelalter, genauer um die Jahrtausendwende. Einen relativchronologischen Hinweis liefert der Umstand, dass das Mörtelmischwerk von der spätmittelalterlichen Mauer M10 geschnitten wird.

Es fällt auf, dass zwischen den früh-/hochmittelalterlichen Pfostenbauten und dem spätmittelalterlichen Steingebäude eine Befund- und auch Fundlücke besteht. Aus dem 11. und 12. Jahrhundert sind praktisch keine

Funde vorhanden. Erst im 13. und vermehrt im 14. Jahrhundert setzen vereinzelt wieder Keramikfunde ein. Deshalb wird für das Areal am Kohliberg 6 für das 11. und 12. Jahrhundert ein Siedlungsunterbruch postuliert. Ein bedeutendes Steingebäude muss sich jedoch in unmittelbarer Nähe des «Mörtelmischwerkes», möglicherweise im nördlich an die Grabungsfläche anschliessenden und leider gestörten Gebiet, befunden haben.

Spätmittelalter

Zu einem späteren Zeitpunkt wurde das archäologisch überlieferte Steingebäude errichtet (Abb. 5). Vielleicht musste das erwähnte, nördlich der Ausgrabungsfläche vermutete hochmittelalterliche Gebäude erneuert und erweitert werden. Sicher ist dieser Neu- oder Ausbau nach der archäomagnetisch ins 8./9. Jahrhundert datierten Feuerstelle 3 anzusetzen, da eine seiner Mauern diese Feuerstelle schnitt. Zudem wurde das anhand von Parallelbefunden um die erste Jahrtausendwende zu datierende Mörtelmischwerk von der Mauer M10 geschnitten. Aufgrund der schlechten Forschungslage lässt sich auch durch einen gebäudetypologischen Vergleich keine Datierung vornehmen. Das Auftauchen von Keramik des 13. und insbesondere des 14. Jahrhunderts gibt Hinweise auf das Baudatum. Der Zeitpunkt kann jedoch nicht näher eingegrenzt werden.

Das Gebäude lag wahrscheinlich an der Strasse, die bereits im Mittelalter vom Dorf Dornach zum Schloss Dorneck führte. In der Ausgrabung wurde der Südwestteil des stattlichen Gebäudes erfasst. Die südliche Mauer M6 muss mindestens 25 Meter gemessen haben. Die westliche Mauer M4 dürfte mit einer Länge von ungefähr 36 Metern bis an die heutige Strasse gereicht haben, wenn man von einer zentralen Toranlage ausgeht. Für dieses Tor liegt ein Rekonstruktionsvorschlag vor (Abb. 16). Alle Mauern wurden in mehr oder weniger sorgfältiger Zweischaalenmauertechnik errichtet.

Entlang der Hofmauern befanden sich drei Räume oder Trakte; weitere Räume sind anzunehmen. Nur in einem Fall war nachzuweisen, dass die Gebäudemauer (M7) an die Hofmauer (M4) angebaut wurde, alle anderen Schnittstellen waren gestört. Die Trakte II und III wurden im Erdgeschoss und wahrscheinlich auch in ein oder zwei Obergeschossen in Steinbauweise ausgeführt (Abb. 19). Es bleibt offen, wie hoch die Mauern reichten und wie viele hölzerne Geschosse darüber noch folgten. Die Obergeschosse waren wahrscheinlich über eine Aussentreppe zu erreichen, von dort aus gelangte man wohl auch ins Erdgeschoss. Die Ostmauer M3 von Trakt I war für einen höheren Aufbau in

Steinbauweise zu schwach. Möglicherweise diente sie als Sockel für eine Holzwand, wohingegen die anderen Mauern von Trakt I mindestens ein Stockwerk hochragten. Nördlich an Trakt I schloss sich ein Holzschopf an. Die wenigen spätmittelalterlichen Funde, die ausserhalb des Kellers G34 gemacht wurden, erlauben keine schlüssigen Deutungen zur Funktion der einzelnen Räume, geschweige denn des gesamten Gebäudes.

Südlich der Hofmauer M6 befand sich der Erdkeller G34 (Abb. 20). Er war ungefähr 1 Meter in den anstehenden Lehm eingetieft und mass maximal 4×6 Meter. Die Wände waren mit Holz verschalt, wovon noch einige Pfostenlöcher und Spuren eines eingunuteten Brettes zeugten. In der Nordostecke führte eine Treppe in den Keller. Die beiden länglichen Traufgruben G35 und G115 westlich und östlich des Erdkellers lassen darauf schliessen, dass sich darüber ein Satteldach erhob, dessen First in Nord-Süd-Richtung verlief. Die Funktion des Kellers ist unklar. Werkzeuge an der Grubensohle sprechen für einen Geräteschuppen. Die auffallend vielen Töpfe hingegen weisen auf einen Vorratskeller oder ein Geschirrlager hin.

Das Steingebäude und der Erdkeller wurden – wahrscheinlich nach einer gewaltsamen Zerstörung – gleichzeitig aufgegeben, wobei der Keller mit Bauschutt und Hausrat verfüllt und das Gelände teilweise planiert wurde (Abb. 21, 22).

Ein vorwiegend aus Steinen errichtetes Haus war in einem spätmittelalterlichen Dorf sicher ein herausragendes Anwesen; eine Tatsache, die durch die Lage an der Strasse zwischen Dorf und Schloss noch hervorgehoben wird. Diese besondere Stellung wird nur teilweise durch das Fundspektrum bestätigt. Die Geschirr-, und auch die Ofenkeramik, ist zwar nicht besonders reich, jedoch bereits die grosse Anzahl an Töpfen ist auffallend. Vieles – wie Metallgeschirr oder intakte Blattkacheln – könnte nach der Zerstörung gesammelt oder an einem anderen Ort entsorgt worden sein. Dies würde natürlich die Fundpalette verfälschen. Eine Schriftquelle deutet darauf hin, dass es sich bei dem untersuchten Gebäude um das Gut des Dorfmeiers Kuno Gredler handelte, der es vor 1462 an Henmann von Efringen, den Bruder des Herrschaftsinhabers, verkaufte. Diese beiden potentiellen Besitzer waren sicherlich vermöglicher und einflussreicher als die normale Dorfbewölkerung.

Bleibt noch die Frage nach Zeitpunkt und Ursache der Zerstörung, respektive der Auflassung des untersuchten Gebäudes. Gutzwiller (1997, 70) erachtet eine Zerstörung im Zusammenhang mit der Schlacht bei Dornach im Jahre 1499 als möglich. Diese Datierung

lässt sich insofern bestätigen, als dass keine Funde ins 16. Jahrhundert datieren. Doch sind die Merkmale an der Gefässkeramik, die in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts gehören, sehr selten. Dies lässt sich allenfalls als zeitliche Verzögerung erklären, die technische Neuerungen benötigten, um von Basel aus auf das umliegende Land zu gelangen. Die meisten Datierungsindizien weisen in die erste Hälfte und in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Als Zeitpunkt der Zerstörung und Verfüllung des Kellers kann aufgrund der Keramikdatierung ein beliebiger Moment in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angenommen werden. Falls das in einer Schriftquelle genannte «Gut mit Keller» tatsächlich mit dem Gebäude am Kohliberg identisch ist, gilt das Jahr 1462 als terminus post quem für dessen Zerstörung. Der durch die Datierung einer Schabmadonna gegebene terminus post quem von 1465 ist abzulehnen, da die stratigraphische Lage dieses Fundes im Gehhorizont des Traktes II nicht gesichert ist (Gutzwiller 1997, 69). Keine dieser Datierungsvorgaben spricht aber dagegen, dass das Gebäude am Kohliberg tatsächlich durch österreichische Truppen am Vormittag des 22. März 1499 zerstört wurde. Falls es eines der wenigen Gebäude war, die diesen ersten Angriff überstanden, ist es wohl am 15., 19. oder 22. Juli 1499 endgültig untergegangen.

Die Ursache ist im Falle einer Zerstörung im Jahre 1499 klar: Brandschatzung durch feindliche Truppen. Die Hinweise für einen Grossbrand sind allerdings eher spärlich und beschränken sich auf einige Holzkohlespuren, Brandspuren an Mauern und Keramik sowie verbranntes, verschlacktes Glas. Weitere Brandspuren wären vielleicht im vorderen, der Strasse zugewandten Gebäudeteil zu finden gewesen. Die im Keller gefundenen Waffen wie Pfeilspitzen und ein Armbrustbolzen bekräftigen das Bild einer kriegerischen Zerstörung. Es ist aber trotzdem nicht auszuschliessen, dass das Gebäude bereits zu irgendeinem früheren Zeitpunkt ohne feindliche Einwirkungen abbrannte und zerstört wurde.

Wieso wurde es aber nicht wieder hergestellt? Vielleicht steht diese Frage in Zusammenhang mit der Änderung der Herrschaftsverhältnisse. Dornach gehörte 1499 erst seit wenigen Jahren zu Solothurn. Falls das Gebäude eine öffentliche Funktion hatte – zum Beispiel als Meierhof –, so wäre sein definitives Auflösen ein Zeichen dafür, dass diese Funktion nun für Solothurn nicht mehr interessant oder relevant war. Falls es sich aber um ein privates Wohngebäude handelte, stellt sich weiter die Frage, wieso es nicht zusammen mit dem restlichen Dorf wieder aufgebaut wurde.

Anmerkungen

- ¹ Der vorliegende Aufsatz basiert auf der Lizentiatsarbeit der Autorin, verfasst am Historischen Seminar der Universität Basel, eingereicht am 14.12.2002. Darin wurden auch die frühmittelalterlichen Befunde behandelt, es konnten aber nur wenige neue Aspekte aufgezeigt werden im Vergleich zu Gutzwiller 1997. Deshalb beschränkt sich dieser Aufsatz auf die ergiebigeren spätmittelalterliche Periode.
- ² Windler (1991, 62/63 u. Abb. 71) sind 16 Orte bekannt. Dazu kommen weiter: San Vincenzo al Volturno (Hodges 1993), Embrach ZH (Matter 1994), Dornach SO, Schloss Aulendorf bei Ravensburg und Lenzburg (Auskunft E. Weber, Kantonsarchäologie Aargau) sowie Basel (Martinsgasse, Neufund 2004).
- ³ Zum Beispiel Siedlungsreste des 2. und 3. Jahrhunderts an der Hauptstrasse 39 in Oberdornach. JSolG 42, 1969, 217–219. Siehe Abb. 1.
- ⁴ Haus Nideröst in Schwyz, 12./13. Jh. Die hohen Türschwellen sollten wohl eine Zirkulation der kalten Bodenluft verhindern. Descoedres 2003, 31.
- ⁵ In hochmittelalterlicher Zeit sind Widerristhöfen von 130–150 Zentimeter nachgewiesen. Müller 1984, 226. Auskunft von G. Bleuer und B. Stopp.
- ⁶ Als Hinweis: «I bletz hinden an steinen hus.» Zitat bei Othenin-Girard 1994, 294, Anm. 524.
- ⁷ Trakt I: Innenraum: $7 \times 5 \times 0,3 = 10,5 \text{ m}^3$, Ausserhalb der Mauern: $2 \times 7 \times 0,3 = 4,2 \text{ m}^3$.
Trakt II: $5 \times 5 \times 0,4 = 10 \text{ m}^3$, Ausserhalb: $3 \times 5 \times 0,4$ und $2 \times 5 \times 0,3 = 9 \text{ m}^3$, Erdkeller: $4,5 \times 3,5 \times 0,8 = 12,6 \text{ m}^3$.
Wird das Volumen mit der Gesamtlänge der Mauern verrechnet (bei halber Berechnung von M1), ergibt sich bei Trakt I eine (gleichmässige, also inklusive Hofmauer) Mauerhöhe von 1,1 Meter, bei Trakt II von 1,7 Meter, dazu kommen die vorhandenen Mauerhöhen. Bedacht werden müssen auch spätere Plünderungen des Baumaterials.
- ⁸ Einzelhöfe liegen ausserhalb der Dorfsiedlungen (mindestens 10 Gehminuten), der Grundbesitz ist möglichst aneinanderhängend, der Hof verfügt über eine eigene Wasserversorgung und liegt in einer günstigen Verkehrslage. Definition nach Suter 1969, 18/19.
- ⁹ Staatsarchiv Solothurn, Dorneck-Akten, Bd. 1, 10.
- ¹⁰ Für die Bestimmung anhand des Befundfotos danke ich F. Ginella.
- ¹¹ Ausgrabung der Fricktaler Bodenforscher an der Mitteldorfstrasse 73 im Juli 1996; Auskunft von David Wälchli, Kantonsarchäologie Aargau.
- ¹² Das spätmittelalterliche Material ausserhalb des Erdkellers G34 habe ich im Rahmen meiner Lizentiatsarbeit ausgewertet, in der Hoffnung, anhand der Fundverteilung den verschiedenen Trakten oder Räumen eine Funktion zuweisen zu können. Dies war der spärlichen Fundmenge wegen aber nicht möglich.
- ¹³ Basel: Keller 1999; Kamber 1995. Laufen: Pfrommer 1999. Burgen: Alt-Wartburg: Meyer 1974; Scheidegg: Ewald/Tauber 1975; Bischofstein: Müller 1980; Madeln: Marti/Windler 1988; Neuenstein: Bader/Wild 1998.
- ¹⁴ Bei der Grabung Andreasplatz 7–12 handelt es sich um eine Planieschicht mit Gefässen, die wahrscheinlich aus den benachbarten Liegenschaften herangeschafft wurden, also nicht einen einzelnen Haushalt repräsentieren. Bei den jüngeren Basler Befunden handelt es sich um eine weitere Planieschicht (Spalenberg 12: Planie nach einem Brand (1422/23), um die Abfallgrube einer Hafnerei (Aeschenvorstadt 2: 1397–1457) und um eine Kellereinfüllung (Bäumleingasse 1–7: Mitte 15. Jh.). Keller 1999, 25/26 und 54/55, Grafiken zu Abb. 32, 35–37. Auch der Erdkeller G34 muss nicht zwangsläufig ein vollständiges und ausgewogenes Keramikspektrum aufweisen.
- ¹⁵ «In Schlettstadt starb der Töpfer, der als erster im Elsass seine Ware mit Glas überzog»; «Annales Colmarienses» vom 25.12.1283; nach Tauber 1980, 315.
- ¹⁶ Originalzeichnungen Francesco Boucard, Andrea Nold; Umzeichnungen Francesco Boucard.
- ¹⁷ Riefen sind breiter, weniger scharf geschnitten und weniger tief als Rillen, die Übergänge sind fließend.
- ¹⁸ Meyer 1974, 51, B106, aber andere Warenart; Keller 1999, 93, Typ 6 u. 105.
- ¹⁹ Möglich ist ein Topf des ersten oder zweiten Typs nach Keller 1999, 66/67, datierend in die 2. Hälfte des 13./1. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Dafür fehlen jedoch die gratigen Riefen auf der Halspartie.
- ²⁰ Tauber 1980, Pilzkachel: 319, Typentafel 13.14; Blattkachel: 326, Typentafel 17.4; Steckpfropfen: 340, Typentafel 24.1–5. Steckpfropfen mit Maske/Gesicht auch bei Roth Kaufmann 1994, 89, Nrn. 3–17.
- ²¹ Meyer 1970, 129 u. 223, B111 (datiert: vermutlich um 1400).
- ²² Wie das Beispiel von Winterthur zeigt (Matter/Wild 1997, 80).
- ²³ Baumgartner u.a. 1988, 316 mit einem Vergleichsstück aus dem 15. Jahrhundert: 317, Nr. 375; Schmaedecke u.a. 1985, 26.
- ²⁴ Vergleiche zu Gerteln bei: Meyer 1970, 162 u. 238, E104–E108; Meyer 1974, 91 u. 93 C151, C152; Grewenig 1992, 338, 3.60.
- ²⁵ Wackernagel 1911, 145 u. 1924, 414.
- ²⁶ Zwei Pfeileisen sind publiziert bei Gutzwiller 1997, Nrn. 41 u. 57.
- ²⁷ Zwei Hufeisen sind publiziert bei Gutzwiller 1997, Nrn. 42 u. 55.
- ²⁸ Ewald/Tauber 1975, 100, F38–F41; Meyer 1970, 161 u. 235, E81, E82.
- ²⁹ Drei Schnallen sind publiziert bei Gutzwiller 1997, Nrn. 39, 56, 69.
- ³⁰ Ein guter Vergleich dazu bei Meyer 1974, 97, D17 (um 1400); ein weiteres Beispiel bei Grewenig 1992, 354, 3.118, dieses Stück ist aber grösser und jünger.
- ³¹ Als Vergleich dazu siehe Meyer 1970, 169 u. 244, E213. Das Stück wird als Scharnierband eines Fensters oder einer Kiste bezeichnet, die Datierung ist unklar.
- ³² Eine Krampe ist publiziert bei Gutzwiller 1997, Nr. 40.
- ³³ Die Münzbestimmungen stammen von S. Frey-Kupper, abgedruckt bei: Gutzwiller 1997, 70, Anm. 5. Abbildung: Gutzwiller 1997, 65.
- ³⁴ Inv.Nr. 28/6/109 und 28/6/125. Gutzwiller (1997, 67, 69 u. Anm. 12) datiert die erste Schabmadonna aufgrund ihrer angeblichen Lage im «Gehhorizont» ins 15. Jh., vor die Zerstörung des Steingebäudes.
- ³⁵ Die Urkunden zur Schlacht bei Dornach sind bei Tatarinoff 1899 eingearbeitet. Bei der Ermittlung der Besitzverhältnisse war Merz 1910 sehr ergiebig. Im Staatsarchiv Solothurn durchsuchte ich zusätzlich die Denkwürdigen Sachen, die Register zu den Amtsbüchern, die Dorneckakten und Dorneckschreiben. Für ihre Hilfe bedanke ich mich bei Herrn S. Freddi und Herrn E. Gasche.
- ³⁶ Urkunde vom 5. Mai 1223. Solothurner Urkundenbuch, Bd. 1, Solothurn 1952.
- ³⁷ Ursprünglich stammte die Familie aus dem südbadischen Efringen, 1318 wurde sie in Basel eingebürgert. Am 19.3.1452 erhielt Bernhard von Efringen in Rom die Ritterwürde. Historisches Lexikon der Schweiz, Artikel: Efringen, von; Wackernagel 1911, 24.
- ³⁸ Staatsarchiv Solothurn, Denkwürdige Sachen VII, 161.
- ³⁹ Übersichten zur Dornacher und zur Solothurner Geschichte: Merz 1910, Bd. 1, 244–257 (sehr ausführlich); Amiet 1928, 67–86; Amiet 1952, 253–365; Eisenhut 1988, 53–62.
- ⁴⁰ Merz 1910, Bd. 1, 247/248 u. Anm. 23; Urkunde vom 27.3.1462 im Staatsarchiv Solothurn.
- ⁴¹ Transkriptionen der Briefe von Hugi an Solothurn und weiter von Solothurn an ihre Verbündeten Bern und Zürich, die allesamt vom 22. März datieren, finden sich bei Tatarinoff 1899, im Urkundenteil, 51–54.
- ⁴² Die Angabe vom 15.7.1499 war also scheinbar übertrieben. Urkunde: Hans Umendurm und Benedikt Hugi an Solothurn vom 19.7.1499. Abgedruckt in Tatarinoff 1899, Urkunde Nr. 120, 117/118 im Urkundenteil.
- ⁴³ Staatsarchiv Solothurn, Denkwürdige Sachen XIII, 54.
- ⁴⁴ Tatarinoff 1899, 166–186 mit Tafel XIX zum Schlachtgeschehen und der Stationierung der Truppen sowie mit zahlreichen zeitgenössischen Darstellungen.
- ⁴⁵ Ausführliche Beschreibung des Holzschnittes und der dargestellten Szenen bei Zemp 1897, 77–80.

Fundkatalog

Der Katalog enthält nur Funde aus dem Erdkeller G34. Für die Datenerfassung benutzte ich eine EDV-Datenbank, die mir freundlicherweise von V. Homberger, Kantonsarchäologie Schaffhausen, zur Verfügung gestellt wurde.

Für die römischen Scherben und für einen Überblick über die früh- und hochmittelalterliche Keramik – ausserhalb des Erdkellers gefunden – sei auf Gutzwiller (1997, 67–69) verwiesen. Die im Katalog erwähnten Glas- und Metallfunde stehen stellvertretend für die gesamten Fundgruppen, die aus Zeitgründen nicht komplett behandelt werden konnten.

Nicht alle Funde des Kataloges sind abgebildet, einerseits aus Platzgründen, andererseits weil sie sehr ähnlich sind wie andere, abgebildete Objekte. Im Katalogtext wird darauf verwiesen. Bei den bereits von Gutzwiller (1997, 71/72, u. Abb. 20/21) publizierten Funden wird auf die entsprechende Katalognummer verwiesen. Der Katalog enthält Angaben zu Art und Anzahl der Scherben, zur Gefässform, zur Dekoration und zur Scherbenfarbe. Diese wird jeweils im Bruchbild von aussen nach innen beschrieben. Danach folgen allgemeine Bemerkungen, die Inventarnummer, die Inventarnummern zugehöriger Scherben, die Katalognummer bei Gutzwiller 1997 und Parallelen aus der Literatur. Bei den Bodenscherben und den Metallfunden werden die wichtigsten Masse angegeben.

Abkürzungen: RS = Randscherbe, WS = Wandscherbe, BS = Bodenscherbe, Dm = Durchmesser.

Geschirrkamik

Töpfe (Abb. 26–28)

- 1 RS eines Schrägrandtopfes mit engzeiligem Rädchendekor auf dem Rand (Dreiecke) und auf der Schulter (Quadrate). Scherben: ocker/braun-schwarz-ocker/braun. Auf Aussenseite und am Rand teilweise brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/104.1. Gutzwiller 1997, Nr. 6.
- 2 2 RS eines Topfes mit trichterförmigem Rand. Scherben: durchgehend grau/beige. Sekundär verbrannt? Inv.Nr. 28/6/126.3.
- 3 2 RS, WS eines Topfes mit Leistenrand. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/126.2. Parallelen: Meyer 1989, 61, A172; Keller 1999, Taf. 9.3.
- 4 RS, 34 WS eines Topfes mit Leistenrand, Wellenbandzier und Horizontalleiste auf dem Bauch und Wulst auf der Schulter. Scherben: hellgrau-grau-hellgrau. Inv.Nr. 28/6/75.17. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/84.14, 28/6/108.3 und 28/6/133.3. Gutzwiller 1997, Nr. 28. Parallelen: Marti/Windler 1988, Taf. 3.52; Flüeler 1992, 330, Abb. S. 328 oben links; Keller 1999, 61, Typ 2.
- 5 5 RS, 42 WS, BS eines Topfes mit ausbiegendem Rand, mit Horizontalleiste und Riefenbandzier auf dem Bauch. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-rot/braun. Rostbraune Partikel in der Magerung (Ziegelschrot?). Inv.Nr. 28/6/75.8. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/84.20, 28/6/108.1, 28/6/113.6, 28/6/113.15, 28/6/126.8, 28/6/132.4 und 28/6/132.13. Gutzwiller 1997, Nr. 20. Parallelen: Pfrommer 1999, Taf. 13.7.
- 6 RS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/84.2. Dazu gehört wahrscheinlich: Inv.Nr. 28/6/108.16.
- 7 RS eines Topfes mit leistenähnlichem Karniesrand. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/108.15. Parallelen: Bader/Wild 1998, 44, A3; Keller 1999, Taf. 8.8.
- 8 RS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/101.21. Parallelen: Keller 1999, 61, Typ 3 und Taf. 8.5, 8.6. Nicht abgebildet.
- 9 RS eines Topfes mit schwachem Karniesrand. Scherben: grau-orange-orange. Inv.Nr. 28/6/75.7. Gutzwiller 1997, Nr. 19. Nicht abgebildet.
- 10 RS, WS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Rand innen brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/113.8. Nicht abgebildet, ähnlich wie Nr. 12.
- 11 RS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/108.19. Nicht abgebildet, ähnlich wie Nr. 12.
- 12 3 RS, 2 WS eines Topfes mit schwachem Karniesrand, Riefenbandzier auf der Schulter und Horizontalleiste direkt anschliessend. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/75.1. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/118.8 und

- 28/6/132.3. Gutzwiller 1997, Nr. 14. Parallelen: Meyer 1974, 47 und 50, B77–B84; Gutzwiller 1993, 120, Abb. 8.13.
- 13 2 RS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/75.36. Nicht abgebildet, ähnlich wie Nr. 12.
- 14 RS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/104.3. Nicht abgebildet, ähnlich wie Nr. 12.
- 15 RS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: durchgehend beige. Inv.Nr. 28/6/121.1. Nicht abgebildet.
- 16 RS, 19 WS, 3 BS eines Topfes mit flauem Karniesrand und verstrichenen Schlingenspiuren am Boden, Riefenbandzier und Horizontalleiste am Bauch. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-rot/braun. Rand (innen) brandgeschwärzt, an einer RS Metall ankorrodiert. Inv.Nr. 28/6/108.46. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/113.9 und 28/6/113.7.
- 17 2 RS, WS eines Topfes mit flauem Karniesrand, Riefenbandzier auf der Schulter und Horizontalleiste auf dem Bauch. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/108.2. Parallelen: Bader/Wild 1998, 44, A10, A11; Pfrommer 1999, Taf. 13.7.
- 18 3 RS, 26 WS, 5 BS eines Topfes mit Karniesrand, Riefenbandzier und Horizontalleiste. Scherben: grau-hellgrau-beige. Inv.Nr. 28/6/75.57. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/75.6, 28/6/108.4, 28/6/121.5, 28/6/126.9 und 28/6/132.1. Gutzwiller 1997, Nr. 18. Parallelen: Keller 1999, Taf. 71.2.
- 19 3 RS eines Topfes mit schwachem Karniesrand. Scherben: grau/schwarz-grau-grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/75.2. Dazu gehört wahrscheinlich: Inv.Nr. 28/6/75.38. Gutzwiller 1997, Nr. 15. Parallelen: Meyer 1974, 47 und 50, B77–B84.
- 20 RS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/101.8. Parallelen: Keller 1999, 62, Typ 5–7. Nicht abgebildet.
- 21 RS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: durchgehend grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/108.18.
- 22 RS eines Topfes mit flauem Karniesrand. Scherben: durchgehend grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/108.17. Nicht abgebildet.
- 23 2 RS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/108.12. Parallelen: Bader/Wild 1998, 44, A12; Keller 1999, Taf. 44.3.
- 24 2 RS eines Topfes mit schwachem Karniesrand. Scherben: durchgehend grau/beige. Inv.Nr. 28/6/119.5. Dazu gehört: Inv.Nr. 28/6/121.2. Gutzwiller 1997, Nr. 47.
- 25 7 RS, 5 WS, 2 BS eines Topfes mit Karniesrand mit leichter Innenkehlung. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Stark erodiert, Magerungsteile hervortretend. Inv.Nr. 28/6/119.1. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/118.16, 28/6/124.6 und 28/6/140.2. Gutzwiller 1997, Nr. 43. Nicht abgebildet.
- 26 2 RS, WS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/124.1.
- 27 RS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: durchgehend orange/beige. Sekundär verbrannt? Inv.Nr. 28/6/84.1.
- 28 2 RS, 3 WS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: durchgehend hellgrau (mit schwarzem Mantel). Inv.Nr. 28/6/94.1.
- 29 RS eines Topfes mit stark unterschrittenem Karniesrand. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/75.3. Gutzwiller 1997, Nr. 16. Parallelen: Meyer 1974, 47 und 50, B83. Nicht abgebildet.
- 30 RS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: durchgehend grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/108.10. Nicht abgebildet.
- 31 RS eines Topfes mit Karniesrand und leichter Innenkehlung. Scherben: durchgehend hellgrau (mit schwarzem Mantel). Inv.Nr. 28/6/126.1.
- 32 3 RS eines Topfes mit innen leicht gekehltem und stark unterschrittenem Karniesrand. Scherben: durchgehend grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/75.5. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/104.2 und 28/6/108.11. Gutzwiller 1997, Nr. 17. Nicht abgebildet, ähnlich wie Nr. 31.
- 33 4 RS, 8 WS, 4 BS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: grau-rot/braun-hellgrau-rot/braun-grau. Inv.Nr. 28/6/108.14. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/101.1, 28/6/115.1, 28/6/132.2 und 28/6/133.1. Gutzwiller 1997, Nr. 58.
- 34 RS, 28 WS, 4 BS eines grossen Topfes mit Karniesrand, Riefenbandzier und Horizontalleisten. Riefenband unter- und oberhalb von je einer Horizontalleiste eingefasst. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/113.5. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/108.26, 28/6/113.35, 28/6/118.7, 28/6/124.4, 28/6/126.11 und 28/6/132.11. Parallelen: Bader/Wild 1998, 44, A10/A19.
- 35 2 RS, 13 WS eines Topfes mit stark umgebogenem Karniesrand, Riefenbandzier auf der Schulter und Horizontalleiste auf dem Bauch. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/108.6. Parallelen: Keller 1999, 62, Typ 7 und Taf. 71.1.
- 36 11 WS, 3 BS eines Topfes mit Riefenbandzier auf der Schulter und Horizontalleiste auf dem Bauch. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/121.31. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/108.34, 28/6/124.29, 28/6/126.29, 28/6/132.8 und 28/6/133.2. Parallelen: Meyer 1974, 51 und 53, B128–B130.
- 37 9 WS, 6 BS eines Topfes mit flachem Boden, Riefenbandzier und Horizontalleiste auf dem Bauch. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-rot/braun. Beidseitig teilweise brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/108.28. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/84.17, 28/6/113.30, 28/6/126.10 und 28/6/132.10. Parallelen: Keller 1999, Taf. 71.1, aber andere Warenart.
- 38 2 RS eines Topfes mit Karniesrand. Scherben: durchgehend beige. Inv.Nr. 28/6/108.13. Parallelen: Bader/Wild 1998, 44, A18.
- 39 3 RS, 24 WS, 5 BS eines Topfes mit Karniesrand, Rillenbandzier auf der Schulter und Horizontalleiste auf dem Bauch. Scharf «geschnittene» Rillen. Innen im Randbereich, am unteren Teil der Wandung und am Boden olivgrün glasiert. Scherben: durchgehend grau/beige. An einer RS Glasurrisse. Inv.Nr. 28/6/108.5. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/101.19, 28/6/113.20, 28/6/132.17, 28/6/132.28 und 28/6/132.31. Parallelen: Kaltwasser 1995, 42, Taf. 10.1.
- Bügelkannen (Abb. 29)*
- 40 5 RS, 36 WS, 3 BS einer Bügelkanne mit Tüllen-aussuss und unverziertem, gekehltem Bandhenkel, Riefenbandzier auf der Schulter und Horizontalleiste auf dem Bauch. Horizontalleiste schräg gekerbt. Scherben: durchgehend hellgrau (mit grauem Mantel). Inv.Nr. 28/6/108.33. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/113.1, 28/6/115.2 und 28/6/132.6. Parallelen: Keller 1999, Taf. 29.3.
- 41 2 RS, 7 WS, Henkel einer Bügelkanne mit kurzem, trichterförmigem Leistenrand, Riefenbandzier auf der Schulter, Horizontalleiste auf dem Bauch und Druckmulden auf dem Henkel. Scherben: durchgehend hellgrau (mit grauem Mantel). Inv.Nr. 28/6/108.8. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/108.21, 28/6/108.45 und 28/6/132.5. Parallelen: Kamber 1995, 208, Nr. 331 (aber andere Warenart); Kaltwasser 1995, 37, Taf. 5.6; Keller 1999, Taf. 37.7.
- 42 4 WS, Henkel einer Bügelkanne mit Trichterrand. Am Henkel parallele Druckmulden. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/75.14. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/124.2 und 28/6/124.3. Gutzwiller 1997, Nr. 25. Parallelen: Keller 1999, 74, Typ 2 und Taf. 12.8 und 29.2 (andere Warenart).
- 43 Gekehlter Bandhenkel einer Bügelkanne mit Druckmulden. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/132.7. Nicht abgebildet.
- 44 RS einer Bügelkanne mit Henkelansatz und karniesartigem Rand. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/133.20. Parallelen: Keller 1999, Taf. 18.8.
- 45 3 RS, 12 WS, 3 BS einer Bügelkanne mit Tüllen-aussuss und Riefenbandzier. Ausssen im Schulterbereich teilweise über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Glasur gesprenkelt, vor allem auf der oberen Gefässhälfte. Aussuss von aussen her eingestochen. Inv.Nr. 28/6/108.56. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/113.21 und 28/6/126.32. Parallelen: Keller u.a. 1995, 135, Nr. 70; Keller 1999, 74, Typ 3/4 und Taf. 45.5 und 54.2.
- 46 2 RS, WS einer Bügelkanne mit Riefenbandzier. Ausssen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Innenseite mit Glasurflecken. Inv.Nr. 28/6/108.57. Parallelen: Keller 1999, 74, Typ 3/4 und Taf. 54.5.
- 47 34 WS einer Bügelkanne mit Riefenbandzier? Ausssen über weisser, nur partiell vorhandener Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/69.5. Dazu gehören wahrscheinlich: Inv.Nrn. 28/6/72.1, 28/6/108.75, 28/6/101.20, 28/6/104.12, 28/6/119.24, 28/6/121.15, 28/6/124.18, 28/6/126.22, 28/6/126.24 und 28/6/132.30. Nicht abgebildet.
- Bodenteile von Töpfen oder Bügelkannen (Abb. 30)*
- 48 WS, 4 BS. Scherben: durchgehend grau/schwarz. Stark zersplittert. Zwei scharfe Rillen am Übergang Boden/Wandung. Dm: 12 cm. Inv.Nr. 28/6/75.42. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/73.2, 28/6/108.35 und 28/6/124.7.
- 49 BS. Scherben: durchgehend grau/schwarz. Dm: 11,2 cm. Inv.Nr. 28/6/101.2.
- 50 3 BS. Scherben: durchgehend grau/schwarz. Dm: 9,2 cm. Inv.Nr. 28/6/108.22. Nicht abgebildet.
- 51 WS, 2 BS. Scherben: durchgehend grau/schwarz. Boden mit Lehmresten und Drehspuren. Dm: 9,6 cm. Inv.Nr. 28/6/108.30. Nicht abgebildet.
- 52 2 BS mit Schlingenspiuren. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Dm: 12 cm. Inv.Nr. 28/6/126.4. Nicht abgebildet.
- 53 6 WS, 4 BS. Scherben: durchgehend grau. Innenseite brandgeschwärzt. Dm: 9,4 cm. Inv.Nr. 28/6/108.24.
- 54 4 BS. Scherben: durchgehend grau. Dm: 11,6 cm. Inv.Nr. 28/6/108.23.
- 55 2 BS. Scherben: durchgehend grau bis dunkelgrau. Beidseitig brandgeschwärzt. An der Oberfläche beige Flecken. Dm: 10 cm. Inv.Nr. 28/6/108.25. Nicht abgebildet.
- 56 BS. Scherben: durchgehend grau. Dm: 11,2 cm. Inv.Nr. 28/6/133.21.
- 57 2 BS mit Schlingenspiuren. Scherben: durchgehend grau bis hellgrau. Dm: 8,8 cm. Inv.Nr. 28/6/126.7. Nicht abgebildet.
- 58 BS. Scherben: durchgehend grau. Dm: 8 cm. Inv.Nr. 28/6/126.5. Nicht abgebildet.
- 59 BS Schlingenspiuren. Scherben: durchgehend grau. Dm: 10 cm. Inv.Nr. 28/6/133.22. Nicht abgebildet.
- 60 WS, BS. Scherben: durchgehend grau. Dm: 8,6 cm. Inv.Nr. 28/6/133.4.
- 61 7 BS mit Schlingenspiuren. Scherben: durchgehend hellgrau (mit grauem Mantel). Dm: 10,8 cm. Inv.Nr. 28/6/108.29. Nicht abgebildet.
- 62 4 BS. Scherben: durchgehend ocker/braun. Innenseite grob gemagert. Dm: 9,5 cm. Inv.Nr. 28/6/75.39. Nicht abgebildet.
- 63 WS, 7 BS. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-rot/braun. Dm: 13,2 cm. Inv.Nr. 28/6/101.3.
- 64 4 BS. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-rot/braun. Dm: 13,8 cm. Inv.Nr. 28/6/108.31.
- 65 2 BS. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-rot/braun. Dm: 10 cm. Inv.Nr. 28/6/75.40. Dazu gehört: Inv.Nr. 28/6/108.36. Nicht abgebildet.
- 66 WS, 4 BS. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-rot/braun. Dm: 8 cm. Inv.Nr. 28/6/108.27. Nicht abgebildet.
- 67 BS. Scherben: durchgehend orange/rot. Beidseitig Glasurflecken. Dm: 6,2 cm. Inv.Nr. 28/6/108.68. Nicht abgebildet.
- 68 BS/WS mit Riefenlinie auf dem Bauch. Scherben: durchgehend orange/rot. Innen weiss engobiert. Dm: 12,2 cm. Inv.Nr. 28/6/104.6.
- Dreibeintöpfe (Abb. 31)*
- 69 6 RS, 3 WS, Henkel eines Dreibeintopfes mit ausbiegendem Rand mit Innenkehlung und mit gekehltem Bandhenkel, Horizontalleiste auf dem Schulter-/Halsumbruch und Riefenbandzier auf dem Bauch. Innen im Randbereich farblos glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Rand brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/101.18. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/132.22, 28/6/108.61 und 28/6/101.4. Parallelen: Keller 1999, 68, Typ 4 und Taf. 47.1.
- 70 3 RS, 10 WS, Henkel eines Dreibeintopfes mit ausbiegendem Rand mit Innenkehlung und mit gekehltem Henkel, schwacher Horizontalleiste und Riefenbandzier am Bauch. Innen im Randbereich farblos glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Aussenseite mit Glasurflecken. Inv.Nr.

- 28/6/108.60. Parallelen: Keller 1999, 68, Typ 4 und Taf. 47.1. Nicht abgebildet, ähnlich wie Nr. 69.
- 71 7 RS, 6 WS, BS eines Dreibeintopfes mit ausbiegendem Rand mit Innenkehlung und mit Riefenbandzier und Horizontalleiste. Innen teilweise farblos glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Glasur dick und fleckig. Auf dem abgestrichenen Rand keine Glasur und teilweise brandgeschwärzt. Aussenseite mit Glasurflecken. Inv.Nr. 28/6/108.58. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/75.46, 28/6/75.47, 28/6/108.67, 28/6/113.18, 28/6/113.26 und 28/6/132.21. Parallelen: Bader/Wild 1998, 56, A75; Keller 1999, 68, Typ 4 und Taf. 46.4.
- 72 RS eines Dreibeintopfes. Innen farblos glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/75.45. Parallelen: Keller 1999, 69, Typ 5.
- 73 RS eines Dreibeintopfes mit Horizontalleiste auf dem Hals. Innen farblos glasiert. Scherben: durchgehend orange/beige. Aussenseite mit Glasurflecken. Inv.Nr. 28/6/119.2. Gutzwiller 1997, Nr. 44. Parallelen: Meyer 1974, 54, B139; Keller 1999, 68, Typ 4 und Taf. 62.3. Nicht abgebildet.
- 74 4 WS, 5 BS, 3 einfach kannelierte Beine eines Dreibeintopfes. Scherben: durchgehend orange/rot. Innen braun glasiert. Aussenseite wenig brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/133.6. Dazu gehört: Inv.Nr. 28/6/101.4. Gutzwiller 1997, Nr. 61.
- 75 BS, 2 doppelt kannelierte Beine eines Dreibeintopfes. Innen farblos glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Aussenseite mit olivgrünen und silbernen Glasurflecken. Scharf geschnittene Kanneluren. Inv.Nr. 28/6/108.64. Dazu gehört: Inv.Nr. 28/6/132.23.
- 76 3 doppelt kannelierte Beine eines Dreibeintopfes mit umgeschlagenen Laschen an den Fussenden. Innen farblose Glasur mit schwarzen Flecken. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/75.15. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/108.63 und 28/6/140.7. Gutzwiller 1997, Nr. 26. Parallelen: Gutzwiller 1993, 121, Abb. 9.16; Keller 1999, Taf. 66.8.
- 77 3 RS, WS, 5 BS, 2 doppelt kannelierte Beine und Griff eines Dreibeintopfes mit Griffülle. Mit Riefenbandzier auf dem Bauch und umgeschlagenen Laschen an den Fussenden. Innen am Rand, am unteren Teil der Wand und am Boden farblos glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Beidseitig brandgeschwärzt. Glasur sekundär nachgedunkelt, heute teilweise olivgrün. Inv.Nr. 28/6/108.62. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/108.59 und 28/6/113.19. Parallelen: Keller 1999, 73, Typ 1/2 und Taf. 72.12 (dort aber durchgehend glasiert).
- 78 Griff eines Dreibeintopfes mit Griffülle, Riefenbandzier und Horizontalleiste. Verzierung als Negativ am Griff sichtbar. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/95.13.
- 79 RS, 4 WS, BS eines Dreibeintopfes mit einfach kannelierten Beinen. Innen im Rand- und Wandungsbereich teilweise olivgrün glasiert. Scherben: durchgehend grau/braun. Aussenseite brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/100.7. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/101.12, 28/6/108.73 und 28/6/121.8. Parallelen: Keller 1999, Taf. 22.18.
- 80 Nicht kanneliertes Bein eines Dreibeingefässes mit Bodenansatz. Innen dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/124.15. Nicht abgebildet.
- 81 Nicht kanneliertes Bein eines Dreibeingefässes mit Bodenansatz. Innenfläche beige Engobe oder Bemalung? Keine Glasur (mehr) vorhanden. Scherben: durchgehend grau/schwarzbraun. Aussenseite teilweise brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/101.5. Nicht abgebildet.

Dreibeinpflanzen (Abb. 32)

- 82 RS einer Dreibeinpflanze. Innen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Glasur teilweise blasig mit weissem, ascheartigem Überzug (verbrannt). Evtl. mit Speiseresten? Inv.Nr. 28/6/124.14. Parallelen: Keller u.a. 1995, 133, Nr. 56; Keller 1999, 80, Typ 3 und Taf. 48.3; Pfrommer 1999, Taf. 11.2.
- 83 RS einer Dreibeinpflanze. Innen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Innenseite mit Speiseresten. Sekundär verbrannt. Aussenseite mit Engobeflecken. Inv.Nr. 28/6/132.19. Nicht abgebildet, ähnlich wie Nr. 82.

- 84 2 RS einer Dreibeinpflanze mit Riefenzier. Innen über weisser Engobe hellgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/101.10. Dazu gehört: Inv.Nr. 28/6/100.4. Parallelen: Keller u.a. 1995, 133, Nr. 58; Keller 1999, 80, Typ 3 und Taf. 73.6.
- 85 RS einer Dreibeinpflanze. Innen farblos glasiert. Scherben: durchgehend beige. Inv.Nr. 28/6/132.20.
- 86 RS, 2 BS einer Dreibeinpflanze. Innen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/140.8. Parallelen: Keller u.a. 1995, 133, Nr. 56; Keller 1999, 80, Typ 3 und Taf. 73.5, 83.4.
- 87 Griff einer Dreibeinpflanze mit Randansatz. Innen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/beige. Auf der Griffülle Glasur ohne Engobe. Inv.Nr. 28/6/119.3. Gutzwiller 1997, Nr. 45. Parallelen: Gutzwiller 1993, 121, Abb. 9.14; Kaltwasser 1995, 44, Taf. 12.7; Keller 1999, 80, Typ 3 und Taf. 48.3.
- 88 Griff einer Dreibeinpflanze mit Randansatz. Innen über weisser Engobe braun glasiert; die Glasur erscheint gelblich braun. Auf der Griffülle meist ohne Engobe; die Glasur wirkt dunkelbraun. Scherben: grau-orange-orange. Inv.Nr. 28/6/133.5. Gutzwiller 1997, Nr. 60. Parallelen: Kaltwasser 1995, 44, Taf. 12.7; Keller 1999, 80, Typ 3 und Taf. 48.3 (andere Glasur).
- 89 Nicht kanneliertes Bein einer Dreibeinpflanze mit umgeschlagener Lasche am Fussende. Scherben: durchgehend orange/beige. Inv.Nr. 28/6/130.3. Nicht abgebildet.
- 90 Einfach kanneliertes Bein einer Dreibeinpflanze mit umgeschlagener Lasche am Fussende. Bodenansatz innen über weisser Engobe hellgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/braun. Boden brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/75.16. Gutzwiller 1997, Nr. 27. Parallelen: Keller 1999, Taf. 66.1.
- 91 2 einfach kannelierte Beine einer Dreibeinpflanze mit umgeschlagenen Laschen an den Fussenden. Bodenansatz innen über weisser Engobe hellgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Glasur teilweise blasig mit weissem, ascheartigem Überzug (verbrannt). Aussenseite teilweise brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/73.9. Dazu gehört: Inv.Nr. 28/6/121.9. Parallelen: Keller 1999, 80, Typ 3. Nicht abgebildet, ähnlich wie Nr. 90.
- 92 Einfach kanneliertes Bein einer Dreibeinpflanze mit umgeschlagener Lasche am Fussende. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/75.52. Nicht abgebildet.
- 93 Einfach kanneliertes Bein einer Dreibeinpflanze mit umgeschlagener Lasche am Fussende. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/104.9. Nicht abgebildet.
- 94 Doppelt kanneliertes Bein eines Dreibeingefässes mit umgeschlagener Lasche am Fussende. Bodenansatz innen über weisser Engobe hellgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Aussenseite brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/73.8.

Schüsseln (Abb. 33)

- 95 RS einer Schüssel mit aussen schräg abgestrichenem Rand. Scherben: durchgehend grau/beige. Innen geglättet/poliert. Rand teilweise brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/73.1. Parallelen: Keller 1999, 87, Typ 12, aber unglasiert; Pfrommer 1999, Taf. 4.13; Rigert 1996, 63, Nr. 44.
- 96 3 RS, 7 WS einer Schüssel mit leistenähnlich horizontal umgeschlagenem Rand und schwacher Horizontalleiste. Innen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Glasur im oberen Teil hellgrün, im unteren Bereich dicker aufgetragen und dunkelgrün. Inv.Nr. 28/6/73.10. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/118.5, 28/6/121.6, 28/6/124.19, 28/6/126.20, 28/6/130.2 und 28/6/132.16. Parallelen: Kamber 1995, 217, Nr. 401 (andere Glasur).
- 97 4 RS, 9 WS, 4 BS einer Schüssel mit horizontal umgeschlagenem Rand und Horizontalleiste auf dem Rand. Innen über weisser Engobe grasgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Aussenseite mit Glasur- und Engobeflecken. Inv.Nr. 28/6/75.51. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/84.10, 28/6/108.70, 28/6/121.7, 28/6/124.13, 28/6/126.18, 28/6/132.18 und 28/6/132.26. Parallelen: Keller 1999, Taf. 50.2.

- 98 3 RS, 2 BS einer Schüssel mit karniesartigem Rand. Innen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Aussenseite mit Engobeflecken. Inv.Nr. 28/6/73.13. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/75.4 und 28/6/132.24. Gutzwiller 1997, Nr. 21. Parallelen: Keller 1999, 87, Typ 9 und Taf. 23.12.
- 99 2 RS, Henkel einer Schüssel mit karniesartigem Rand und geklertem Bandhenkel. Innen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Aussenseite mit Engobeflecken. Inv.Nr. 28/6/73.7. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/75.13 und 28/6/75.43. Parallelen: Keller 1999, 87, Typ 9 und 23.12.
- 100 RS, 4 WS, BS einer Henkelschüssel mit Henkelansatz. Innen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Aussenseite mit Engobeflecken und teilweise brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/108.69. Parallelen: Keller 1999, 87, Typ 9.
- 101 Gekelter Bandhenkel einer Henkelschüssel oder eines Henkeltopfes. Scherben: durchgehend orange/rot. Aussenseite mit Engobeflecken. Inv.Nr. 28/6/126.19. Nicht abgebildet.

Schalen (Abb. 34)

- 102 RS einer Schale mit aussen schräg abgestrichenem Rand. Aussen im Randbereich teilweise braun glasiert. Innen braun glasiert, unterhalb des Randes ein schmaler Streifen braun engobiert. Scherben: durchgehend orange/braun. Inv.Nr. 28/6/75.48.
- 103 RS einer Schale mit massivem, schräg abgestrichenem Rand und schwacher Delle. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/101.9.
- 104 RS einer Schale mit einfachem, innen schräg abgestrichenem Rand. Scherben: durchgehend hellgrau (mit schwarzem Mantel). Innen geglättet/poliert. Inv.Nr. 28/6/89.1.
- 105 RS eines Schälchens. Scherben: ocker/braun-grau-ocker/braun. Inv.Nr. 28/6/119.4. Gutzwiller 1997, Nr. 46. Parallelen: Meyer 1974, 59, B206; Kamber 1995, 181, Nr. 97.

Lämpchen (Abb. 34)

- 106 RS eines Lämpchens mit einfachem Rand. Scherben: grau/schwarz-rot/braun-grau/schwarz. Inv.Nr. 28/6/133.7. Gutzwiller 1997, Nr. 62. Parallelen: Meyer 1974, 59, B240, B242, B243.
- 107 RS eines Lämpchens mit innen schräg abgestrichenem Rand. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/108.20.
- 108 RS eines Lämpchens mit abgeflachtem Rand. Scherben: durchgehend grau/beige. Inv.Nr. 28/6/75.9.
- 109 RS eines Lämpchens mit aussen schräg abgestrichenem Rand. Scherben: durchgehend orange/braun. Innenseite brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/75.11. Gutzwiller 1997, Nr. 23. Parallelen: Meyer 1974, 59, B246.
- 110 RS eines Lämpchens mit leicht verdicktem Rand und Fingerabdruck als Dochtmulde am Rand. Innen olivgrün glasiert. Scherben: grau-grau-orange. Brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/75.10. Gutzwiller 1997, Nr. 22. Parallelen: Keller 1999, 100, Typ 2 und Taf. 69.5 (andere Glasurfarbe). Nicht abgebildet.

Flasche (Abb. 34)

- 111 BS einer Flasche mit flachem Boden. Aussen dick und kreisförmig aufgetragene gelbe Engobe, darüber ein Streifen braune Engobe, darüber farblose Glasur. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/75.12. Gutzwiller 1997, Nr. 24. Parallelen: Meyer 1989, 65, A287.

Deckel (Abb. 34)

- 112 Griff eines Flachdeckels mit Knaufgriff. Scherben: durchgehend hellgrau (mit schwarzem Mantel). Inv.Nr. 28/6/108.41. Parallelen: Keller 1999, 93, Typ 6 und Taf. 35.2; Meyer 1974, 51, B106 (aber andere Warenart).
- 113 Griff eines konischen Deckels mit grossem Knauf. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/101.7.
- 114 RS eines konischen Deckels. Scherben: durchgehend hellgrau (mit schwarzem Mantel). Inv.Nr. 28/6/132.9.

Diverses (Abb. 35)

- 115 Bein eines Aquamaniles. Aussen über weisser Engobe glänzend hellgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/braun. Inv.Nr. 28/6/132.25.
- 116 RS einer Hochform. Aussen im Bauchbereich teilweise braun glasiert. Scherben: durchgehend orange/beige. Glasur teilweise blasig mit weissem, ascheartigem Überzug (verbrannt), Aussenseite mit Lehmresten. Inv.Nr. 28/6/84.3.
- 117 RS eines Gefässes mit leicht schräg abgestrichenem Rand. Aussen und innen braun glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/108.77.
- 118 3 WS, 4 BS eines Gefässes. Innen gelb-braun glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Aussenseite mit Engobe- und Glasurflecken. Inv.Nr. 28/6/75.50. Dazu gehört: Inv.Nr. 28/6/108.71.
- 119 2 WS eines sehr feinen Miniaturgefässes mit Riefenbandzier. Aussen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/108.74. Dazu gehört: Inv.Nr. 28/6/113.29.

*Ofenkeramik**Napfkacheln (Abb. 36, 37)*

- 120 3 RS einer Napfkachel. Scherben: durchgehend orange/braun. Inv.Nr. 28/6/121.22. Parallelen: Pfrommer 1999, Taf. 23.5 und 25.6; Tauber 1980, 33, Abb. 14.46.
- 121 7 RS, 3 WS und 5 BS einer Napfkachel mit Schlingenspuren am Boden. Scherben: durchgehend grau. Inv.Nr. 28/6/75.23. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/118.10, 28/6/119.11, 28/6/121.24 und 28/6/124.21.
- 122 RS, 2 WS einer Napfkachel. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/121.26. Parallelen: Pfrommer 1999, Taf. 22.15.
- 123 RS einer Napfkachel. Scherben: durchgehend orange/beige. Inv.Nr. 28/6/119.8. Parallelen: Pfrommer 1999, Taf. 25.11; Keller 1999, Taf. 58.1.
- 124 RS einer Napfkachel. Scherben: durchgehend orange/beige. Inv.Nr. 28/6/75.20. Gutzwiller 1997, Nr. 31.
- 125 4 RS, 5 WS einer Napfkachel. Scherben: durchgehend orange/beige. Rand auf der Aussenseite mit Glasurflecken und brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/75.21. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/73.14, 28/6/108.86, 28/6/124.25, 28/6/126.26, 28/6/128.6, 28/6/130.11 und 28/6/131.9. Gutzwiller 1997, Nr. 32. Parallelen: Marti/Windler 1988, Taf. 6.95-108.
- 126 3 RS einer Napfkachel. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/119.6. Gutzwiller 1997, Nr. 48.
- 127 RS, WS einer Napfkachel mit horizontal umgeschlagenem Rand. Innen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Aussenseite teilweise brandgeschwärzt. Inv.Nr. 28/6/119.32. Parallelen: Bader/Wild 1998, 74, B18-B29.
- 128 2 RS einer Napfkachel mit horizontal umgeschlagenem Rand. Innen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Inv.Nr. 28/6/121.27. Dazu gehört: Inv.Nr. 28/6/75.44. Parallelen: Bader/Wild 1998, 74, B18-B29.
- 129 2 RS und WS einer Napfkachel mit horizontal ausbiegendem Rand. Innen über beiger Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Glasur blasig, sekundär verbrannt. Inv.Nr. 28/6/119.10. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/118.13 und 28/6/121.28. Gutzwiller 1997, Nr. 50. Parallelen: Tauber 1980, 316, Typentafel 12.14; Rigert 1996, 66, Nr. 74; Bader/Wild 1998, 74, B18-B29.
- 130 5 RS, 3 WS einer Napfkachel mit ausbiegendem Rand und Innenkehle. Innen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. Engobeflecken auf der Aussenseite. Inv.Nr. 28/6/89.4. Dazu gehört: Inv.Nr. 28/6/115.8. Parallelen: Tauber 1980, 95, Abb. 63.23-26; Pfrommer 1999, Taf. 29.1.

Tellerkacheln (Abb. 38)

- 131 4 RS, 4 WS BS einer Tellerkachel mit Rosette aus sieben Punkten. Aussen über weisser Engobe olivgrün glasiert. Scherben: durchgehend

- orange/rot. In Model gepresst und scheibengedreht. Evtl. Glasur sekundär verbrannt. Inv.Nr. 28/6/119.28. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/121.20, 28/6/130.8 und wahrscheinlich 28/6/132.33. Parallelen: Franz 1969, 174, Nr. 36.
- 132 7 RS, 1 WS einer Tellerkachel mit zehnbliättriger Rosette. Aussen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/braun. In Model gepresst und scheibengedreht. Inv.Nr. 28/6/119.14. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/108.81, 28/6/118.1, 28/6/126.25 und 28/6/130.9. Gutzwiller 1997, Nr. 52. Parallelen: Keller u.a. 1995, 147, Nr. 151; Keller 1999, Taf. 70.2.
- 133 5 RS, 3 WS einer Tellerkachel mit Medaillon: Bärtiger Kopf mit langen, gewellten Haaren. Aussen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/braun. In Model gepresst und scheibengedreht. Inv.Nr. 28/6/118.9. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/119.29 und 28/6/121.21. Parallelen: Meyer 1970, 129 und 223, B111 (dort Teil einer Blattkachel); Roth Kaufmann 1994, 112, Nr. 27.
- 134 RS einer Tellerkachel mit Medaillon: Ansatz eines Hirschgeweihs. Aussen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. In Model gepresst und scheibengedreht. Inv.Nr. 28/6/124.20. Parallelen: Roth Kaufmann 1994, 113, Nr. 31.
- 135 WS einer Tellerkachel mit aufrecht gehendem Wesen mit Krallenfüssen und gefiederten oder haarigen Beinen. Aussen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. In Model gepresst. Inv.Nr. 28/6/132.34.

Blattkacheln (Abb. 38)

- 136 4 RS, WS einer Blattkachel mit floralem Reliefdekor mit zentralem Vierpassblatt. Aussen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. In Model gepresst. Glasur teilweise blasig verbrannt. Inv.Nr. 28/6/75.31. Dazu gehört: Inv.Nr. 28/6/108.82. Gutzwiller 1997, Nr. 37. Parallelen: Tauber 1980, 73, Abb. 45.39.
- 137 2 RS einer Blattkachel mit floralem und geometrischem Reliefdekor. Aussen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. In Model gepresst. Inv.Nr. 28/6/131.10.
- 138 2 RS einer Blattkachel mit floralem und geometrischem Reliefdekor. Aussen über weisser Engobe dunkelgrün glasiert. Scherben: durchgehend orange/rot. In Model gepresst. Inv.Nr. 28/6/131.11.

Glas (Abb. 41)

- 139 3 RS, 19 WS, 5 BS eines Nuppenbeckers, Typ: Schaffhauser Becher mit gekniffenem Standring. Horizontalleiste auf dem Schulter-/Halsumbruch und Nuppen auf dem Bauch. 17 Nuppen erhalten, Breite: 2-2,8 cm. Glasfarbe: türkisblau. Geblasen. Inv.Nr. 28/6/133.17. Dazu gehören: Inv.Nrn. 28/6/104.15, 28/6/108.91, 28/6/118.15, 28/6/124.30 und 28/6/132.38. Gutzwiller 1997, Nr. 68. Parallelen: Baumgartner 1988, 297, Nr. 340.
- 140 4 WS einer doppelkonischen Flasche mit Stauchungsring. Glas ursprünglich beinahe farblos, heute stark olivgelb/braun korrodiert. Geblasen und gestaucht. Inv.Nr. 28/6/108.88. Parallelen: Kashnitz 1984, 51, Abb. 32; Baumgartner 1988, 317, Nr. 375.
- 141 Fragment eines Fensterglases. Glasfarbe hellgrün, golden irisierend. Sekundär verbrannt? Inv.Nr. 28/6/133.16.

Metallfunde (Abb. 42)

- 142 Bohrer aus Eisen mit spiralförmigem Ende. Ansatzstelle des «Drehstabes» stark korrodiert. Gewicht: 136 g; Länge: 20 cm. Inv.Nr. 28/6/115.10. Parallelen: Meyer 1970, 166 und 241, E154. Nicht abgebildet.
- 143 Sichel oder Gertel aus Eisen mit dünnem, verbogenem Griff. Gewicht: 119 g; Gesamtlänge: 19 cm; Griff: 9×0,6-1×0,4 cm. Inv.Nr. 28/6/121.30. Nicht abgebildet.
- 144 Beil/Axt aus Eisen. Holzreste in der Schäftung? Gewicht: 777 g; Länge: 18 cm. Inv.Nr. 28/6/115.9.

- 145 Beil/Axt aus Eisen mit Tüllenschaft. Mit einer Scheibe, einem grossen Ring und Teilen einer Kette aneinanderkorrodiert. Gesamtgewicht: 2350 g; Länge des Beils: ca. 16 cm; Tüllenöffnung: 2×4 cm; Dm des Ringes: ca. 9 cm. Inv.Nr. 28/6/115.16. Nicht abgebildet.
- 146 Flösserhaken aus Eisen. Gewicht: 675 g; Gesamtlänge: 19 cm. Inv.Nr. 28/6/113.32.
- 147 Massiver Wallarmbrustbolzen aus Eisen mit rhombischem Querschnitt und runder Tülle. Gewicht: 175 g; Länge: 13 cm; Breite: 2,8 cm. Inv.Nr. 28/6/115.11. Parallelen: Meyer 1974, 73, C6; Pfrommer 1999, Taf. 58.14. Nicht abgebildet.
- 148 Kleines Messer aus Eisen mit geradem Rücken und quadratischer Griffangel. Gewicht: 15 g; Gesamtlänge: 16 cm; Scheidenlänge: 10 cm. Inv.Nr. 28/6/126.28. Nicht abgebildet.
- 149 Vollständig erhaltener Radsporn aus Eisen mit acht Radstacheln. An den Enden achtförmige Doppelösen, Lederreste am rechten Sporenbügel. Gewicht: 106 g; Länge: 15 cm; Durchmesser Rad: 4 cm; Abstände der Sporenbügel: 9 cm. Inv.Nr. 28/6/115.12. Parallelen: Meyer 1970, 161 und 235, E81; Meyer 1974, 77, C50; Müller 1980, 31, F26. Nicht abgebildet.
- 150 D-förmige Gürtelschnalle aus Eisen. Gewicht: 40 g; Höhe: 7,4 cm; Breite: 3,6 cm; Dicke Bügel: 0,4 cm; Dicke Dorn: 0,3 cm. Inv.Nr. 28/6/113.33. Parallelen: Meyer 1974, 94, C164; Pfrommer 1999, Taf. 52.3. Nicht abgebildet.
- 151 Bronzene Gürtelschnalle mit Eisendorn, verzinkt oder versilbert. Doppelovaler Bügel, jeweils in Spitze auslaufend. Mittelsteg als Dornträger, daran evtl. Lederreste des Gürtels. Gewicht: 17 g; Höhe: 4,6 cm; Dicke Bügel: 0,15 cm. Inv.Nr. 28/6/75.32. Gutzwiller 1997, Nr. 39. Parallelen: Meyer 1974, 97, D17 (um 1400); Grewenig 1992, 353/354, Nr. 480 (16.Jh.). Nicht abgebildet.
- 152 Schlüssel aus Eisen mit massivem Schaft und m-förmigem Bart. Gewicht: 147 g; Länge: 15,4 cm; Bart: 4×4,6 cm; Schaftdurchmesser: 1,4 cm. Inv.Nr. 28/6/115.15. Nicht abgebildet.
- 153 Scharnier aus Eisen mit zungenförmigem Blatt. Evtl. zu einer Türangel gehörend. Gewicht: 273 g; Gesamtlänge: 21 cm; Blattlänge: 18,6 cm; Dicke: max. 4,4 cm. Inv.Nr. 28/6/115.14. Parallelen: Meyer 1970, 169 und 244, E213 (dort aber Fenster- oder Kästchenscharnier). Nicht abgebildet.
- 154 Rechteckiges Scharnier aus Eisen. Evtl. zu einem Kästchen gehörend. Gewicht: 79 g; Gesamtlänge: 5,4 cm; Blattlänge: 2,8 cm; Breite: 10 cm. Inv.Nr. 28/6/115.13. Nicht abgebildet.

Literaturverzeichnis

- ADSO Archäologie und Denkmalpflege im Kanton Solothurn.
 AM Archäologie und Museum. Berichte aus der Arbeit des Amtes für Museen und Archäologie des Kantons Baselland.
 AS Archäologie der Schweiz.
 ASO Archäologie des Kantons Solothurn.
 JbABS Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt.
 JSolG Jahrbuch für Solothurnische Geschichte.
 SBKAM Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters.
 ZAK Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte.

- Amiet, B. (1928) Die Solothurnische Territorialpolitik von 1344–1532. JSolG 1, 1–211.
 Amiet, B. (1952) Solothurnische Geschichte I. Stadt und Kanton Solothurn von der Urgeschichte bis zum Ausgang des Mittelalters. Solothurn.
 Amiet, J.J. (1859) Denkmale der Dornacherschlacht von 1499. Herausgegeben auf die 1859 gehaltene Erinnerungsfeier und die Gelegenheit der Errichtung des neuen Denkmals in Gempfen, Solothurn.
 Bader, C., Wild, W. (1998) Streufunde von der Burg Neuenstein. AM 37, 9–92, Liestal.
 Baeriswyl, A., Gutscher, D. (1995) Burgdorf Kornhaus. Eine mittelalterliche Häuserzeile in der Burghorfer Unterstadt. Bern.
 Baumgarten, K. (1980) Das deutsche Bauernhaus. Eine Einführung in seine Geschichte vom 9. bis zum 19. Jahrhundert. Berlin.
 Baumgartner, E., u. a. (1988) Phönix aus Sand und Asche. Glas des Mittelalters. München.
 Binding, G. (1987) Der mittelalterliche Baubetrieb Westeuropas. Katalog der zeitgenössischen Darstellungen. Köln.
 Christ, D. (2001) Wandel der ländlichen Gesellschaft im Hochmittelalter. In: Fridrich, A., u. a. Bauern und Herren. Das Mittelalter. Nah dran, weit weg. Geschichte des Kantons Basel-Landschaft. Band 2, 9–42, Liestal.
 Descoedres, G. (2003) Das Haus Niederöst in Schwyz. In: Furrer, B. (Hrsg.), Kulturaustausch im ländlichen Hausbau. Inneralpin-Transalpin, 29–38, Sobornheim.
 Eisenhut, H. (Red.). (1988) Dornach.
 Ewald, J., Tauber, J. (1975) Die Burgruine Scheidegg bei Gelterkinden. Berichte über die Forschungen 1970–74. SBKAM 2, Olten und Freiburg i. Br.
 Faccani, G. (1999) Zur Geschichte der Burgruine Dorneck bei Dornach. ADSO 4, 7–36.
 Flüeler, N. (Hrsg.) (1992) Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Zürich und Stuttgart.
 Franz, R. (1969) Der Kachelofen. Forschungen und Berichte des Kunsthistorischen Institutes der Universität Graz 1, Graz.
 Furger, A. (1977) Eine mittelalterliche Wüstung bei Arisdorf BL. Baselbieter Heimatbuch 13, 347–382.
 Grewenig, M. (Hrsg.) (1992) Leben im Mittelalter. 30 Jahre Mittelalterarchäologie im Elsass. Speyer.
 Gschwend, M. (1988) Bauernhäuser der Schweiz. Bauen.
 Gutscher, D. (1981) Mechanische Mörtelmischer. Ein Beitrag zur karolingischen und ottonischen Bautechnologie. ZAK 38, 178–188.
 Gutzwiller, P. (1993) Fundbericht Dornach/Hauptstrasse/Josefengasse. ASO 8, 116–122.
 Gutzwiller, P. (1997) Fundbericht Dornach/Kohlberg 6. ADSO 2, 57–72.
 Gutzwiller, P. (1998) Fundbericht Rodersdorf/Friedhof. ADSO 3, 83–86.
 Herrmann, V. (1993) Hochmittelalterliche Kellergruben im Bereich der Flur «Kohlstatt» am Südrand der Stadt Schesslitz. Das archäologische Jahr in Bayern 1993, 152–155.
 Hochstrasser, M. (2003) Bauuntersuchung Dornach, Hauptstrasse 32. ADSO 8, 55–57.
 Hodges, R. (1993) San Vincenzo al Volturno 1, The 1980–86 Excavations. Part 1. Archaeological Monographs of the British School at Rome 7, London.
 Kaltwasser, S. (1995) Die Keramikfunde. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Die Latrine des Augustinereremiten-Klosters in Freiburg im Breisgau, 21–48, Stuttgart.
 Kamber, P. (1995) Die Latrinen auf dem Areal des

- Augustinerklosters. Materialhefte zur Archäologie in Basel 10, Basel.
 Kashnitz, R. (1984) Formen mittelalterlicher Gläser. In: Aus dem Wirtshaus zum wilden Mann. Funde aus dem mittelalterlichen Nürnberg. Germanisches Nationalmuseum, 38–55, Nürnberg.
 Keller, C., u. a. (1995) Lörtscher's des Schindlers Hus. Untersuchungen an der St. Alban-Vorstadt 28, 1995/1. Hausrat- und Werkstattabfälle aus einem spätmittelalterlichen Keller. JbABS 1995, 94–164.
 Keller, C. (1999) Gefässkeramik aus Basel. Untersuchungen zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gefässkeramik aus Basel. Materialhefte zur Archäologie in Basel, Heft 15 A (Text), Heft 15 B (Katalog), Basel.
 Keller, C. (2002) Aquamanilen und das Ritual des Händewaschens. In: Wider das «finstere Mittelalter». Festschrift für Werner Meyer zum 65. Geburtstag. SBKAM 29, 125–136, Basel.
 Kissling, C. (2002) Eine mittelalterliche Wüstung in Court (BE, Jura). In: Helmig, G., u. a. (Hrsg.) Centre-Region-Periphery. Medieval Europe Basel 2002. Preprinted Papers, Volume 3, 76–78, Hertingen.
 Marti, R., Windler, R. (1988) Die Burg Madeln bei Pratteln BL. AM 12, Liestal.
 Marti, R. (2000) Zwischen Römerzeit und Mittelalter. Forschungen zur frühmittelalterlichen Siedlungsgeschichte der Nordwestschweiz. Liestal.
 Marti, R. (2001) Land und Leute im Frühmittelalter. In: Marti, R., u. a. Zeit und Räume. Von der Urgeschichte zum Mittelalter. Nah dran, weit weg. Geschichte des Kantons Basel-Landschaft. Band 1, 177–204, Liestal.
 Matter, A. (1994) Frühmittelalterliche Gebäude und fünf Mörtelmischwerke südöstlich des ehemaligen Chorherrenstifts in Embrach (Kanton Zürich). ZAK 51, 45–76.
 Matter, A., Wild, W. (1997) Neue Erkenntnisse zum Aussehen von Kachelöfen des 13. und frühen 14. Jahrhunderts – Befunde und Funde aus dem Kanton Zürich. Mittelalter 2, 4, 77–95.
 Merz, W. (1910) Die Burgen des Sissgaus. Bd. 1–4. Aarau.
 Meyer, W. (1970) Die Wasserrug Mülmen. Fundkataloge. Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 63, 105–263.
 Meyer, W. (1974) Burgruine Alt-Wartburg im Kanton Aargau. Bericht über die Forschungen 1966/67. SBKAM 1, Olten und Freiburg i. Br.
 Meyer, W. (1977) Glas, Glaser und Glasbläser in der mittelalterlichen Regio Basiliensis. In: Festschrift für Elisabeth Schmid, 172–182, Basel.
 Meyer, W. (1989) Die Frohburg. SBKAM 16, Zürich.
 Meyer, W. (1999a) Krisen, Korruption und Kampfberiebung – Der politische, ideologische und emotionale Konfliktrahmen des Schwabenkrieges von 1499. JSolG 72, 1999, 9–52.
 Meyer, W. (1999b) Der Kriegsschauplatz am Oberrhein. JSolG 72, 1999, 53–96.
 Mielke, H.-P. (1991) Töpfer. In: Reith, R., Lexikon des alten Handwerks vom späten Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, 238–242, München.
 Müller, F. (1980) Der Bischofstein bei Sissach, Kanton Baselland. Basler Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte 4, Derendingen.
 Müller, J. (2002) Entstehung mittelalterlicher Siedlungsformen in Thüringen. Archäologische Untersuchungen im östlichen Teil des Keuperbeckens. Weimarer Monographien zur Ur- und Frühgeschichte 37, Stuttgart.
 Müller, U. (1984) Das Pferd in der Schweiz. Von der Prähistorie bis zum ausgehenden Mittelalter. Zürich.
 Othenin-Girard, M. (1994) Ländliche Lebensweise und Lebensformen im Spätmittelalter. Eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchung der nordwestschweizerischen Herrschaft Farnsburg. Liestal.
 Pfrommer, J. (1999) Laufen Rathausplatz. Eine hölzerne Häuserzeile in einer mittelalterlichen Kleinstadt: Hausbau, Sachkultur und Alltag. Bern.
 Piper, O. (1967) Burgenkunde. Bauwesen und Geschichte der Burgen. Neue, verbesserte und erweiterte Auflage. Frankfurt.
 Rigert, E. (1996) Das «Hebandehuus» in Kaisten. Bauarchäologische Untersuchung an einem Bauernhaus des frühen 17. Jahrhunderts mit einem Vorgängerbau aus dem Spätmittelalter. Vom Jura zum Schwarzwald 70, 29–112.

- Roth Kaufmann, E., u. a. (1994) Spätmittelalterliche reliefierte Ofenkeramik in Bern. Bern.
 Roth Heege, E. (2002) Ofenlehm und Kachelofen – Zur technischen und künstlerischen Entwicklung des Ofens anhand von Beispielen aus Aarberg, Einbeck und Marburg. In: Helmig, G., u. a. (Hrsg.) Centre-Region-Periphery. Medieval Europe Basel 2002. Preprinted Papers, Volume 1, 345–350, Hertingen.
 Schmaedecke, M., u. a. (1985) Mittelalterliche und frühneuzeitliche Glasfunde aus Breisach am Rhein. Museum für Ur- und Frühgeschichte, 3. Studioausstellung, Freiburg i. Br.
 Schmaedecke, M., Tauber, J. (1992) Ausgrabungen in Lausen-Bettenach. Vorbericht über die archäologischen Untersuchungen 1985–1992. AM 25, Liestal.
 Schmidt, F., Dirlmeier, U. (1998) Geschichte des Wohnens im Spätmittelalter. In: Dirlmeier, U. (Hrsg.) Geschichte des Wohnens, Band 2, 231–346, Stuttgart.
 Schmitter, W. (1991) Waldarbeit und Waldarbeiter im Prättigau. Schiers.
 Suter, P. (1969) Einzelhöfe von Baselland. Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Baselland, Band VIII, Liestal.
 Tatarinoff, E. (1899) Die Beteiligung Solothurns am Schwabenkrieg bis zur Schlacht bei Dornach 22. Juli 1499. Festschrift verfasst im Auftrage der hohen Regierung des Kantons Solothurn zur IV. Säkularfeier der Schlacht bei Dornach. Solothurn.
 Tauber, J. (1980) Herd und Ofen im Mittelalter. SBKAM 7, Olten und Freiburg i. Br.
 Tauber, J. (1985) Küche, Geschirr und Essmanieren im Mittelalter. AS 8, 3, 197–203.
 Wackernagel, R. (1911) Geschichte der Stadt Basel, Bd. III, Basel.
 Wackernagel, R. (1924) Geschichte der Stadt Basel, Bd. III, Basel.
 Windler, R. (1991) Mittelalter. In: Bauer, I., u. a. (Hrsg.) Üetliberg, Uto-Kulm. Ausgrabungen 1980–1989. Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Archäologische Monographien 9, A: Textband, 55–64, Zürich.
 Windler, R. (1992) Ein spätmittelalterlicher Webkeller in der Winterthurer Altstadt. Winterthurer Jahrbuch 39, 141–146.
 Winiger, J., u. a. (2000) Die Burg Schauenberg bei Hofstetten. Zeugnisse eines Burgenbruchs. Zürich und Egg.
 Zemp, J. (1897) Die Schweizerischen Bilderchroniken und ihre Architektur-Darstellungen. Zürich.
 Zimmermann, B. (2000) Mittelalterliche Geschosspitzen. Kulturhistorische, archäologische und archäometallurgische Untersuchungen. SBKAM 26, Basel.

Quellen

- Denkwürdige Sachen, Bd. VII und XIII, Staatsarchiv Solothurn.
 Dorneckakten, Bd. 1, Staatsarchiv Solothurn.
 Solothurner Urkundenbuch, Bd. I, Solothurn 1952.